

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdyni
Gdańsk

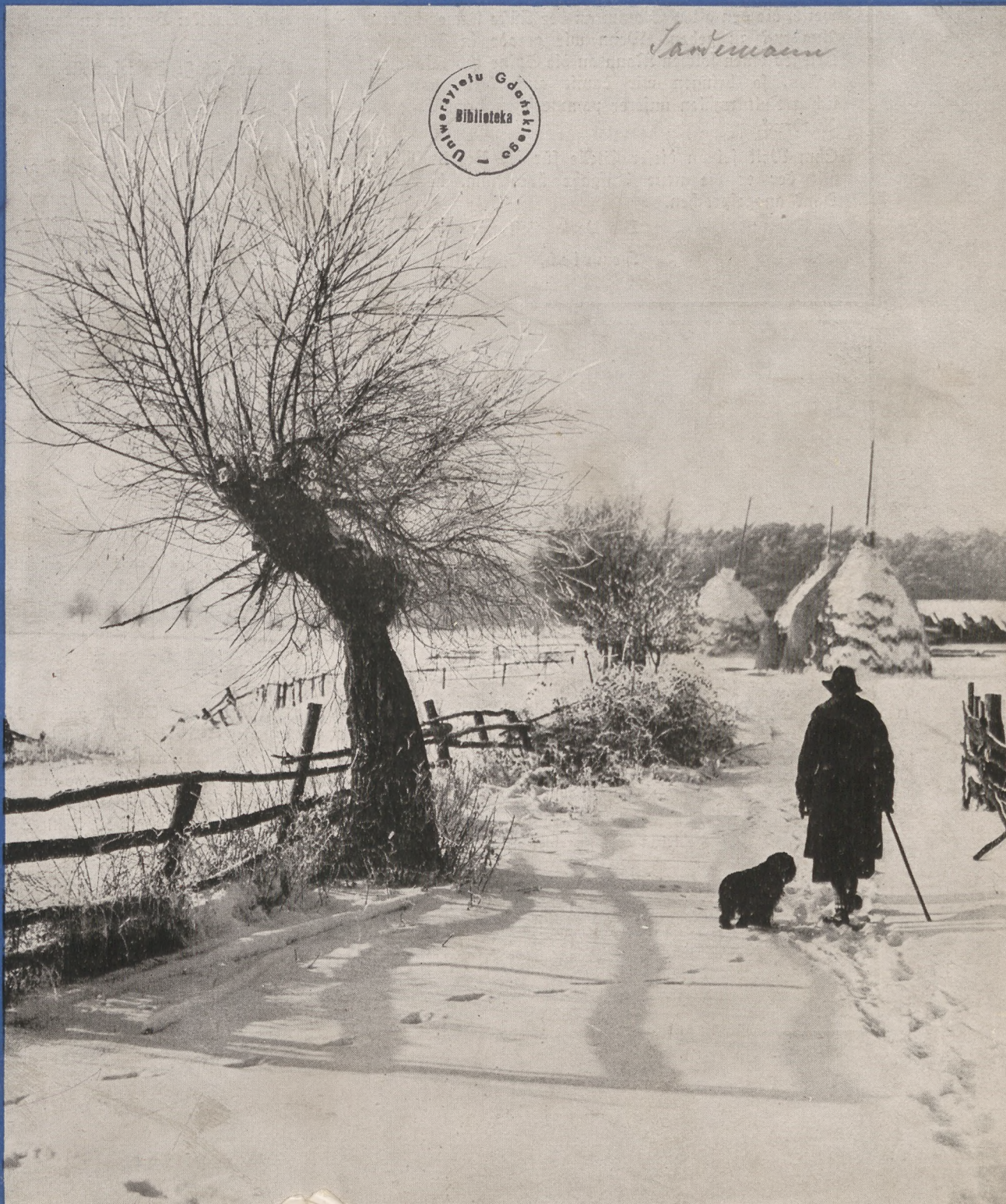
B 0 1101 III
1941.

Das Bollwerk

PREIS 40 PF.

*E. M. Arnold
9. 12. 1941*

Landsmann



STETTIN
Januar 1941
Heft 1 / 12. Jahrgang

Wintersonne
Scherl-Bilddienst

An unsere Leser!

Mit der vorliegenden ersten Nummer des Jahres 1941 übernimmt der Dichter Ehm Welk, der nun in der Nähe von Stettin ansässig geworden ist, die Haupt-schrifts-leitung unserer Zeitschrift „Das Bollwerk“.

Wir dürfen erwarten, daß diese Tatsache bei den alten Lesern unserer Zeitschrift freundliche Zustimmung hervorruft und dem Blatt auch einen Kreis von neuen Freunden werben wird. Denn in Ehm Welk tritt ein Mann an die Spitze des „Bollwerk“, der sich nicht nur als Dichter der „Heiden von Kummerow“, der „Lebensuhr des Gottlieb Grambauer“ und des „Hohen Befehl“ einen großen Freundeskreis erworben hat, sondern auch über eine langjährige schriftleiterische Erfahrung verfügt. Er wird in der Lage sein, aus diesen Blättern die Heimat sprechen zu lassen und auch der Sehnsucht nach Weltweite, die den alten Stamm an der Küste immer beseelte, Ausdruck zu geben. Wenn wir gerade in Zeiten des Krieges einen solchen Mann an die Spitze des „Bollwerk“ stellen, so bringen wir damit auch den unauslöschlichen Kulturwillen unserer pommerschen Landschaft zum Ausdruck.

Ehm Welk sei an dieser Stelle für die Bereitwilligkeit, mit der er die neue Aufgabe übernahm, herzlichster Dank ausgesprochen.

Die Verlagsleitung:

Henrici, Gauverlagsleiter.

Aus dem Inhalt:

	Seite
Thomas Trimm: Die lieben Glückwünsche	1
Martin Reepel: Macht die Heimat schön!	2
Ehm Welk: Pommern-Lied	5
Dr. Hans Reich: Tiere im pomm. Landesmuseum	6
Herm. Albrich-Hannibal: Ein Wachtposten macht Weltgeschichte	9
Ernst Friedr. Scholz: Das Bangen vor dem Winter	10
Heinz Ladtke: Burgen im deutschen Weichselland	12
Werner Saß: So leben sie unter uns	14
Fritz Dittmer: Wedder dat jööste Gebott!	14
Wilhelm Härtel: Der unglückhafte Name	15
Kulturleben in Pommern	17
Reichspommernbund	19

FELDMÜHLE

WERKE:

Werk Arnsberg · Werk Berolina, Zellglas-Verarbeitung · Werk Cosse · Werk Flensburg
Werk Hillegossen · Werk Hohenkrug · Werk Koholyt-Lülsdorf · Werk Koholyt-Wesseling
Werk Krause & Baumann, Heidenau · Werk Oberlahnstein · Werk Odermünde · Werk
Reisholz · Werk Sackheim · Werk Uetersen

ERZEUGNISSE:

Holzfreie und holzhaltige Druckpapiere aller Art · Kunstdruck- und Chromopapiere · Normalpapiere · Schreib-, Schreibmaschinenpapiere und -Kartons · „Feldmühle Special-Bank-Post“
Tapeten-Rohpapiere · Einseitigglatte Zellstoffpapiere aller Art · Spinnpapier · Pergamentersatz · Echt Pergament · Krepp-Papiere für Technik und Hygiene · Chromo- und Kunstdruck-Kartons · Holzkartons · Graukartons · Chromoersatzkartons · „Heliozell“, das glasklare Zellglas der Feldmühle · Zellstoffwatte · Ferner: Weißer Fichtenzellstoff, Sulfit-Zellstoffe, gebleicht und ungebleicht, auch Edelzellstoffe · Chemikalien · Elektrokorunde · Schleifmittel

FELDMÜHLE

PAPIER- UND ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT

STETTIN-ODERMÜNDE

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

12. Jahrgang / Heft 1

Stettin / Januar 1941

THOMAS TRIMM



Die lieben Glückwünsche

Zweimal in jedem Jahre wird unser Lebensbaum von befreundeten Händen mit Blumen besteckt: am Geburtstag und am Neujahrstag. Es sind die guten Wünsche, mit denen man uns behängt. Sie erfreuen uns, aber ihr Bestes ist doch, daß sie am nächsten Tag, meist schon in der nächsten Stunde verblüht sind, und nur die eigenen Wünsche das Hoffen auf Fruchtansatz noch einige Zeit rechtfertigen.

Der Siebzigjährige, dem ich zum neuen Jahre gratulierte, sagte mit gutigem Lächeln: „Wünschen Sie mir eine gute Gesundheit, und damit sei es genug! Was wollen Sie mir sonst noch wünschen? Gute Geschäfte, Geld, Erfolg, Zufriedenheit, Glück - wissen Sie, das sind alles Dinge, die wir einander gar nicht wünschen sollten. Weil es Dinge sind, die wir durch Arbeit, Tüchtigkeit und Können auch ohne Glück erringen können; die wir persönlich erringen müssen, sollen sie wirksam und dauernd sein. Ein erarbeitetes Wohlergehen ist freudenvoller und gefestigter als ein ererbtes oder ein in der Lotterie gewonnenes!“

Er hat recht, wenn auch das Beglückwünschen ein alter Brauch ist. Doch auch ein Brauch kann in einer Zeit, in der die Arbeit und das Leben nach vernunftvoller Planung gestaltet werden, hindernd sein. Die Menschen erwarten und verlangen in ihrem persönlichen Leben noch immer zuviel vom Glück oder vom Schicksal, und werden dadurch behindert, sich mit aller Kraft für das Herbeischaffen des Gewünschten einzusetzen.

Glück - was ist schon Glück? Glück für ein Volk ist, daß seine Jugend wenig auf Wünsche gibt und wenig vom Glück erwartet, daß sie einfach vom Lebenswillen in die Lebensgestaltung gestoßen wird und unbewußt tätig sein muß, allein aus der Fülle behabender Kräfte. Sie braucht daher nicht zu erkennen, daß Glück nichts ist gegen die in Arbeit erworbene Fähigkeit, die Erscheinungen des Lebens zu verstehen und zu verwerten, sie muß diese Fähigkeiten erproben. Sie wird mit uns Älteren eine gute Gesundheit für ein Glück halten. Und erst später finden, daß in den meisten Fällen auch eine gute Gesundheit ein persönliches Verdienst ist: ein Lohn der Sorgfalt, der Klugheit, der Mäßigung. Nicht immer, aber meistens.

Aus der falschen Betrachtung des Glückes entstand eine Angewohnheit, die das Zusammenleben erschwert und die Gemeinschaft belastet: Der Mensch sieht in der Nichterfüllung seiner Hoffnungen auf Glück gern einen unverdienten Notstand, und in den Erfolgen anderer lediglich das Glück. Darum dürfte es richtiger sein, die Menschen vom bequemen Wünschen

und Erwarten abzubringen und sie hinzulenken zum Erkennen der größeren Verantwortlichkeit für das eigene Geschick.

Dem Jahreswechsel nehmen wir dadurch nichts von seinem Reiz. Die tiefen Einschnitte, die vom Schicksal oder durch eigenes Können oder Verschulden in das Leben der Menschen und Völker gemacht werden, fallen sowieso nicht zusammen mit den Trennstrichen, die der Kalender auf dem Band der Zeit anbringt. Wäre es anders, wir könnten den Jahreswechsel gar nicht ertragen. So aber ist er nur ein Wechsel der Jahreszahl, eine leichte Spielerei, ein kleiner fröhlicher Selbstbetrug mit neuen, ewig alten Vorsätzen. So gern wir immer wieder das alte Jahr als gebrechlichen, sterbenden Greis und das neue als herziges, rotbäckiges Kindlein darstellen und das Bedauern unserer Rückblicke und die Wünsche unserer Ausblicke damit verbinden -, die Zeit läuft nüchtern und unbekümmert um unsere Neujahrspoesie weiter, frißt Menschen und gebiert Menschen, deren Aufgabe es ist, das Verhältnis von Können und Versagen so zu gestalten, daß aus einem dumpf getragenen Schicksal für Mensch und Volk ein gemeister-tes Geschick entsteht.

Das ist der Sinn des deutschen Glaubens.

Dieser Glaube war lebendig genug, ein ganzes Volk zu erfassen, und war stark genug, ins Leben eines Staates, des Volkes, ja des einzelnen Deutschen etwas Neues zu stellen. Er ließ den Willen immer mächtiger werden, das Leben und die Entwicklung eines Volkes nicht mehr als unbeeinflussbares Teilstück eines Weltgeschicks hinzunehmen, sondern als eine vorbereitete Fahrt zu einem hohen Ziel.

Diese Fahrt nun ist angetreten, der Kurs eingestellt, wir sind mitten auf bewegtem Meer. Wenn zu den vielen naturgegebenen Schwierigkeiten solcher Reise noch die künstlich geschaffenen Hindernisse kommen, zu den natürlichen Rissen die ausgelegten Minen und der künstliche Nebel, so mag das gerade zum Jahreswechsel die Stimmung nachdenklich machen, es wird aber keinen dazu bringen, das Gelingen als vom Glück abhängig zu sehen. Denn auch durch die Minen einer bedenkenlosen Diplomatie und den Nebel einer gehässigen Presse wird der junge Glaube eines Volkes das von einem kraftvollen Willen gesteuerte Schiff treiben.

Es wird noch in vielen Ländern der Erde anlegen und seine Ladung löschen. Eine Ladung, die nicht aus Bomben besteht, wie man die Welt glauben machen will, sondern aus dem für alle internationalen Störenfriede weit gefährlicheren Gelöbnis: Frieden! Ehre! Arbeit!

Macht die Heimat schön!

Auf der Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz in Münster in Westf. im Jahre 1937 kündigte der Vorsitzende des Deutschen Bundes Heimatschutz, Landeshauptmann Gaake, Düsseldorf, die Umbenennung des Bundes in „Deutscher Heimatbund“ an. Die Aufgabe des Bundes hatte in mehr als drei Jahrzehnten — von 1904 bis 1937 — eine grundsätzliche Wandlung erfahren: vom bloßen Schützen und Erhalten der Denkmäler der Natur, der Landschaft und ihrer Objekte, sowie der Pflege alter Bauweise, der Volkskunst, Bräuche, Sitten und Trachten war sie zur Heimatgestaltung gediehen. Was ist das?

Künstler waren es gewesen, Ernst Rüdorff, Paul Schulze-Naumburg, Ferdinand Avenarius, die die künstlerische Unkultur der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende aufdeckten und die es als eine Störung der wohlthuenden Harmonie der Natur und überlieferten Kultur empfanden, wie sich das moderne Wirtschaftsleben im Bunde mit der Technik, mit dem Verkehr, mit der Reklame im Zeitalter der Maschine überall bemerkbar machte. Indem sie eine künstlerische Gestaltung des Lebens verlangten, wurde der Gedanke des Heimatschutzes zu einer künstlerischen Angelegenheit. Aber schon im Jahre 1910 sprach es der Landeskonservator Professor Dr. Gradmann in Stuttgart aus, Schaffen sei seliger und segensreicher als Erhalten und man könne ohne Furcht vor Zerstörung künstlerischer Werte fast überall bauen oder pflanzen, wenn es nötig sei. Es komme nur darauf an, wie es geschehe!

Wir geben ihm heute durchaus recht, wenn auch die treibenden Gedanken der Heimatpflege in ihren verschiedenen Schattierungen durchaus dieselben geblieben sind. Denn nach wie vor erstreben wir die Erhaltung der für Wissenschaftler und Laien gleich wertvollen „Denkmäler“ der Natur, also der geologischen Bildungen, seltenen Tiere und Pflanzen und ganzer Landschaftsausschnitte, wie den Schutz der Denkmäler der Kunst, der Geschichte und Vorgeschichte. Nach wie vor gilt unsere Fürsorge der Natur im ganzen, wie der Landschaft als der Quelle der Freude des deutschen Menschen, dem Volkstum mit seinen Aufierungen als nicht minder im deutschen Wesen begründet. Daneben aber wissen wir uns frei von aller Romantik, die nur das Alte und Überlieferte gelten läßt. Im ewigen Wandel der Erscheinungen, der Bedürfnisse und der Mittel zu ihrer Befriedigung, muß es Aufgabe sein und bleiben, mit schöpferischer Kraft das Heimatbild zu gestalten, in der Stadt wie auf dem Lande, damit die Heimat von dem jetzigen jungen Geschlecht wie von dem nach ihm kommenden mit allen den Gefühlswerken empfunden werde, die wir damit zu verbinden pflegten.

Heimatliebe als Quelle der Vaterlandsliebe! Nehmen wir diesen Gedanken einmal voraus. Der Heimatschutz sah in der Weckung und Pflege der Liebe zur Heimat immer seine vornehmste Aufgabe. Die Regierenden der Zeit vor dem Weltkriege unterstützten ihn, wenn auch völlig ungenügend. Denn seine Forderungen wendeten sich ja im Grunde ge-

nommen gegen den Kapitalismus und seine brutalen Auswüchse, wider die alles zerstörende und alles gleichmütig opfernde Betriebbarkeit. Der marxistische Staat fühlte instinktiv die nationale und soziale Einstellung der Heimatpflege, hatte aber nicht den Mut, sie mundtot zu machen. Im neuen Staate ist die Pflege der heimatlichen Werte, ist die Heimatgestaltung eine Selbstverständlichkeit. Darum heute: Technische Hochschulen haben Lehraufträge über „Landschaftsgestaltung im Ingenieurbau“, und die Reichsautobahndirektion und die Landesbauverwaltungen werden bei allen Entwürfen und Baumaßnahmen an Autobahnen und Reichsstraßen von anerkannten Baukünstlern und Landschaftsgestaltern beraten. Das für Pommern sprechendste Beispiel für die Rücksichtnahme auf landschaftliche Objekte ist die Erhaltung einer alten Linde bei Storkow, nahe Penkun, im Zuge der Reichsautobahn, und zwar dadurch, daß man die beiden Fahrbahnen auseinanderweichen ließ und den mittleren Grünstreifen verbreiterte, um Raum für den Baum zu gewinnen. Denn hier wie auch sonst in der Heimatpflege gilt das Wort: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, und Träger dieses Willens ist eben der Führer.

Von einer Betrachtung der mit dem Heimatschutz verschwisterten und befreundeten Denkmalpflege kann heute abgesehen werden. Aber auch das übrige Gebiet des Heimatschutzes mehr als nur andeutungsweise zu behandeln, fehlt der Raum. Greifen wir darum einiges heraus, um insbesondere die Begriffe des pflegerischen Schutzes und des schöpferischen Gestaltens klarzulegen.

Schutz bedeutete es, als vor etwa zwölf Jahren der Pommerische Heimatbund in letzter Stunde die Erschließung einer Kreidegrube an der schönsten Stelle der Rügenischen Kreidelüste auf Jasmund mit Erfolg anfocht. Die Öffnung der Grube erfolgte später ohne Opfer seitens der Unternehmer an anderer und für sie viel günstiger gelegener Stelle. Ein typisches Beispiel für die Gedankenlosigkeit der Planenden, den schlimmsten Feind des Heimatbildes. Anschließend vollendete die staatlich organisierte Naturdenkmalpflege das Werk, indem sie den ganzen Küstenstreifen des Stübniwaldes in 500 Meter Tiefe mit seinen Felsbildungen und Waldbachschluchten unter Naturschutz stellte. Schutz gebührt den alten Bäumen und mehrhundertjährigen Alleen, deren Bild in Jahrhunderten erst wieder neu erstünde, Schutz den seltenen Pflanzen und

Uble Verschönerung des naturschönen Strandes durch häßlichen Bau mit schreiender Inschrift. Der Strand mit seiner Landschaft bedarf besonders pflegerischer Behandlung, wenn er nicht zum Rummelplatz werden soll. Die meisten Bäder beherzigen das heute.

Bildarchiv des LSV, Pommern



Tieren der Heimat. Schutz den großen Findlingsblöcken der Eiszeit, mit deren Verschwinden ein reicher Sagenkranz im Volke erstürbe, um hinfort nur noch ein kümmerliches Leben in Büchern zu fristen. Schutz all den Elementen der Landschaft, von den für den Vogelschuß so wichtigen Feldhecken bis zum sonnigen Heidehang, Schutz dem deutschen Wald, dem in der Gestalt des Mischwaldes die alte Schönheit und die damit einhergehende höhere Wirtschaftlichkeit - eine späte Erkenntnis - allmählich neu ersteht. Wo aber die Erhaltung eines lebenden Einzelobjektes ohne die Erhaltung seiner Umwelt und damit seiner Daseinsbedingungen schwierig wäre, ist man zur Errichtung größerer oder kleinerer Schutzgebiete geschritten und damit zur Erhaltung ursprünglicher Landschaften überhaupt. Das größte der zahlreichen pommerschen Schutzgebiete, der wundervolle Darßowald, verdankt seine Sicherung und die Wiedereinbürgerung gewisser dort urheimateter Tiere (Elch!) dem Reichsforstmeister Hermann Göring. Mit besonderem Dank ist es zu begrüßen, daß sich die Pommersche Provinzial-Verwaltung mancher der mit Landschaft und Volksleben so eng verbundenen alten Windmühlen angenommen hat, ihrer, die schlecht hin auch als technische Kulturdenkmäler eine Daseinsberechtigung behalten. Aber lassen wir es bei diesen wenigen Beispielen bewenden und hören wir noch ein Wort über die Heimatgestaltung!

Ein Bach oder Flußlauf in seiner Ursprünglichkeit ist sicher etwas Schönes und darum Erhaltenswertes. Nur zu oft aber werden Regulierungen und Begradigungen nötig. Einst waren Wasserbautechniker und Heimatschützer erbitterte Feinde. Sie haben sich in diesem Falle heute geeinigt. Die letzteren bekannten sich, wie wir gesehen haben, langsam vom Erhalten zum Gestalten als dem zum mindesten Gleichwertigen, und jene fanden allmählich, daß bei ihren Planungen die Anlehnung an das Natürliche - diesmal die Beibehaltung sanfter Biegungen im neuen Flußlauf und die Randbepflanzung -



Was diese Reklametafel sagen will, muß gesagt werden. Aber an anderer Stelle und in anderer Gestalt, nicht in das Strandbild hineingestellt, daß man meint, an einem mit Zirkusplakaten beklebten Bauzaun vorüberzukommen
Aufnahmen: Bildarchiv des LSV Pommern

nicht bloß dem Landschaftsbilde zugute kam, sondern sich auch als nützlich erwies! Und so wollen wir heute die Heimat nicht im alten Sinne nur erhalten wissen, sondern, dem Wandel Rechnung tragend, gestalten. Ein Stück schnurgerader Autobahnstrecke im flachen Lande ist uns keine Sünde an der Heimat mehr; aber sie muß einen Blickpunkt haben, der langsam ins Bild hineinwächst. Das fordert unser Schönheitsempfinden, aber auch - der Fahrer, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Und so ist es überall, und uns geht immer wieder als ein Wunder auf, daß vieles, was der Heimatschutz einst aus Schönheitlichen Gründen forderte, heute von der Technik als zweckmäßig gebilligt wird.

Das alte Dorf war Abbild der Dorfgemeinschaft und aus ihr herausgewachsen,

zweckmäßig und schön. Die Forderungen nach Erhaltung des Dorfbildes bei Neubauvorhaben und Dorferweiterungen, der oft von außen herangebrachte Wunsch nach Erhaltung des dörflichen Brauchtums: sie sind berechtigt. Aber sie werden erst dann reiflos Erfüllung finden, wenn sich das Bauertum seiner Wurzeln in der Vergangenheit und seiner einstigen kulturellen Leistungen und zugleich seiner allem Städtertum gleichwertigen Sonderstellung bewußt wird. Das sehen und empfinden zu lehren, ist Sache der Bauernschaft selber, und sie ist auf dem Wege dazu, dabei zu helfen, Aufgabe der Heimatpflege und vor allem der dörflichen Schule. Dann ergibt sich von selbst der Anreiz zu einem „überlieferungsgeliebten Fortschreiten“, im Bauen unter Anlehnung an die Stammes- und boden-

Links: Die schnurgerade Bahnstrecke wird durch die Brücke gut unterbrochen
Rechts: Die bewahrte Kreideküste auf Rügen



gebundene Väterart, aber auch in der Kleidung, die weder Großmütterart wiederholen, noch von Kunstgewerblernen entworfen, noch im Warenhaus gekauft sein, sondern aus Eigenem erstehen soll.

Zum Kampf fordert immer noch das Übermaß der Reklame in der Stadt wie auf dem Lande heraus. Allen deutschen Städten voran in der Säuberung ihres wertvollen Altstadtbildes ist Stralsund geschritten, und zwar unter Mitarbeit des Sachbeauftragten des Deutschen Heimatbundes, Dr. Lindner, Berlin, und unter Führung des Oberbürgermeisters der Stadt. Nicht nur selten befolgte und bald vergessene Polizeiverordnungen, nicht Einzelmaßnahmen und vereinzelte Flickarbeiten werden hier einmal zu einem Ziele führen, sondern die Weckung eines stolzen Verantwortungsbewußtseins der Bürgerschaft, die Schulung des einheimischen Handwerks und die Überwachung durch erste künstlerische Sachkräfte. Und dieses Ziel wird nicht sein: Schutz hier und Erhaltung dort, je nach den Umständen, sondern eine einheitliche Reklamegestaltung unter Berücksichtigung des historischen Stadtbildes, die ganze Straßenzüge und Plätze erfassende gute Form- und Farbgebung unter Anlehnung an das Schaffen früherer Zeiten, die Beseitigung aller baulichen Anzulänglichkeiten und nicht zuletzt die würdige Rahmung des Altstadtbildes durch seine Wasser- und Grünanlagen.

Und vielleicht genügen schon diese wenigen Hinweise, unterstützt durch das Stralsunder Beispiel, um darzutun, wie groß der Kreis ist, in dem sich die Heimatschutzbewegung bewegt. Denn es ist der Heimatschutz nichts anderes als eines ganzen Volkes Sorge um die Gestaltung seines Heimes. Jedes Heim im engsten Sinne ist der Spiegel der Seele



Salzpflanzen auf der Eselswiese bei Kolberg

Aufnahme: Reepel

seiner Bewohner und der Nährboden alles Guten oder - Bösen. Glück, Zufriedenheit, Freude am Schönen und Großen, aber auch die Kraft zu tüchtigem Schaffen, sie wurzeln hier. Heimat und Vaterland sind nur Ausweitungen dieses engsten Kreises. Aber was in ihnen keimt und wächst, das soll sich erheben und sich steigern zur höchsten Stufe allen völkischen Schaffens, der Volkskultur, und zum höchsten Verantwortungsbewußtsein, der Volksgemeinschaft und der Vaterlandsliebe. Und darum: Macht mir die Heimat schön!



Birken am Wege

Aufnahme: Reepel

Dommerische Komplimente

Der Barbier Thiele in Penkun war wegen seines derben Humors sehr bekannt. Auch seinen Patienten gegenüber hielt er damit nicht zurück. Da war die Tochter des Bauern Holtorn, die Wilhelmine, die wollte in drei Tagen heiraten. Und kriegte nun eine große Schweinsbeule an ihrem Mund. Das war schrecklich: grad zur Hochzeit! Schnell holten sie den Barbier Thiele, der Blutegel ansetzte. Die Egel setzten sich sofort fest. Als Thiele dies sah, machte er der Braut ein Kompliment: „Nun sieh einer mal die Feinschmecker! Immer heißen sie nämlich nicht so rasch. Vorhin, als ich bei Grotzjohanns Knecht war, der was am Hintern hatte, da wollten die Biester nicht anbeißen, da schluschten sie eine halbe Stunde nur so hin und her. Bei so 'm schmucken Mädchen, da beißen sie sofort an! Tee, so 'ne Feinschmecker!“

*

Die beiden Fischer Dröge und Schaper aus Stepenitz gingen zu einem Stettiner Rechtsanwalt, um gemeinsam einen Prozeß gegen ihren Nachbarn anzustrengen. Der eine von ihnen trug die Sache dem Anwalt vor und ließ sehr oft eine Flunkerei miteinfließen. Es war der ehrliche Dröge! Da unterbrach ihn Schaper: „Direkt lügen mußt du aber nicht, Dröge. Wenn es daran fehlt, wird unser Herr Rechtsanwalt es schon selbst machen! Nicht wahr?“ Und er sah den Anwalt treuherzig an, überzeugt, ihm recht was Schönes gesagt zu haben.

E. S.

Plattdütschen Schnack

Mitgeteilt von Otto Wobbe

Hei stammt ut dei Gegend, wur s' dei Bücken mit dei Knieptang uttrecken.

*

Dat is mal so: Ein schleit den Nagel in, un de anner hängt dor sinen Hoot an up.

*

Dat is'n Leben, as wenn die Muus up'n Kringle dantz.

*

Wecker kann weiten, wur oft dei Wiwer klönen un dei Hunn' dat Bein upbören!

*

Wer Swatten faut un Gott vertraut, heit ümmer dicke Backen.

*

Fuul is hei bloots einmal, äwerst dat hüürt gornich wedder up.

*

De Kool, de bi veel Wind wossen is, maakt veel Wind.

*

Sei maakt en Gesicht, as här s' eerer Großvadder von'n Arm fallen laten.

*

Bi uns' Naversch kickt de Adebör al in'n Schofstein.

*

Hei füürt ümmer mit'n Kopp in 'e Rutsch un mit'n Hinnelsten in'n Könnstein.



Pommern-Lied

NACH EINEM ALTEN MOTIV VON EHM WELK

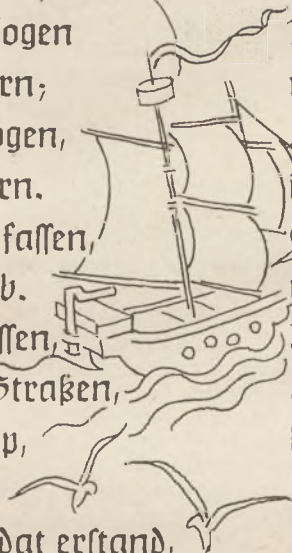
Es fährt auf hohen Wogen
ein Schifflein in die Seen;
mein Schatz ist mitgezogen,
und hat mich doch so gern.

Ich sagt, ich kann nicht fassen,
daß er mich nicht verblieb.

Er sagt, ich muß ihn lassen,
die Welt hat tausend Straßen,

dort ruft der Vogel Grip,
ja Grip,

vom Land, wo der Soldat erstand,
vom weiten grünen Pommernland,
der wilde Vogel Grip.



Nun blühen ihm fremde Bäume,
mein Schatz, der ging verloren.

Da rauscht durch seine Träume
im Pommernland das Korn.

Er sagt, er kann nicht fassen,
was ihn von hinnen trieb.

Ich sagt, er muß sie lassen
die tausend fremden Straßen,

hier ruft der Vogel Grip,
ja Grip,

zum Land, wo unsre Wiege stand,
zum weiten grünen Pommernland,
der liebe Vogel Grip.



Ein Mägdlein saß im Düstern
so lang und bang allein.
Was kommt da für ein Flüstern
aus ihrem Kämmerlein?

Sie sagt, er soll sie lassen
die Lieb, die böse Lieb.

Er sagt, ich will dich fassen
bis daß die Sterne blassen,

ich bin der Vogel Grip,
ja Grip,

im Land, wo Gott die Treu erfand,
im weiten grünen Pommernland,
der treue Vogel Grip.



Tiere im pommerischen Landesmuseum

Ein Blick in die Umweltbetrachtung unserer Vorfahren

Der Mensch und das Tier — ihr Verhältnis war nicht immer das des Herrn zum Diener, des Jägers zur Beute. Gerade bei unseren Vorfahren stand das Tier als ein Wesen zwischen dem Menschen und dem Geheimnisvollen, und war aussersehen, durch die Nachbildung seiner Form das Leben des Menschen zu schützen oder doch zu schmücken.

Wir wollen heute einmal einen Rundgang machen und außer acht lassen, was uns sonst vielleicht zum Besuch gerade dieses Museums veranlaßt. Dabei erscheint uns so manches Schaustück unter ganz neuem Gesichtspunkt, und wir erkennen in vielen Dingen die enge Naturverbundenheit unserer Vorfahren, die nicht nur tierische Teile als Werkstoff gebrauchten, sondern uns auch durch plastische und zeichnerische Darstellung der Tiere, mit denen sie zusammen lebten, einen Einblick von der Art ihrer Umweltbetrachtung hinterließen. Wir lernen ferner, wie sich die Einschätzung der Natur im Laufe der Jahrhunderte wandelte.

Gleich beim Eintritt in der Halle begrüßt uns am Sockel des Denkmals Friedrichs des Großen von Schadow der preussische Adler. Die Platte ist eine der schönsten ihrer Art. Auf der Treppe zum ersten Stock sehen wir eine weitere Tierdarstellung an dem Relief zur Erinnerung an den Aufenthalt König Wilhelms III. und der Königin Luise in diesem Hause im März 1806: nämlich unter den beiden Bildnissen den Pelikan, der seine Jungen mit eigenem Blut ernährt, als Sym-

bol der selbstaufopfernden Liebe. Symbolhaft sind auch die vielen anderen Tierdarstellungen in unseren Sammlungen. Aber sie und die zahlreichen Tiere in den Wappen der Städte und Geschlechter soll einmal besonders gesprochen werden, heute gilt unser Schauen dem Tier im Leben und Werken unserer Vorfahren.

Da führt uns der Raum 2 gleich in die ältesten Zeiten menschlicher Kultur, umfassend die Zeit von etwa 10 000 bis 1800 vor der Zeitwende. Die treffliche Beobachtungsgabe des Eiszeitmenschen beweisen die im Schrank links ausgestellten Wiedergaben von Höhlenmalereien aus Südfrankreich und Spanien, die Renttiere, Bisons, Mammute, Rinder und Hirsche darstellen. Pommern kann keine solche Malereien aufweisen; doch legen die im Schrank und an den Wänden aufgestellten Funde — ein Walwirbel aus Finkenwalde, ein Elchschaufelabwurf aus Jahnitz, ein Mammutzahn und ein stattlicher Schädelrest eines Urkieres aus Stettin — Zeugnis dafür ab, daß auch bei uns Tiere vorgekommen sind, die vor mehr oder weniger langer Zeit in Pommern ausgestorben sind.

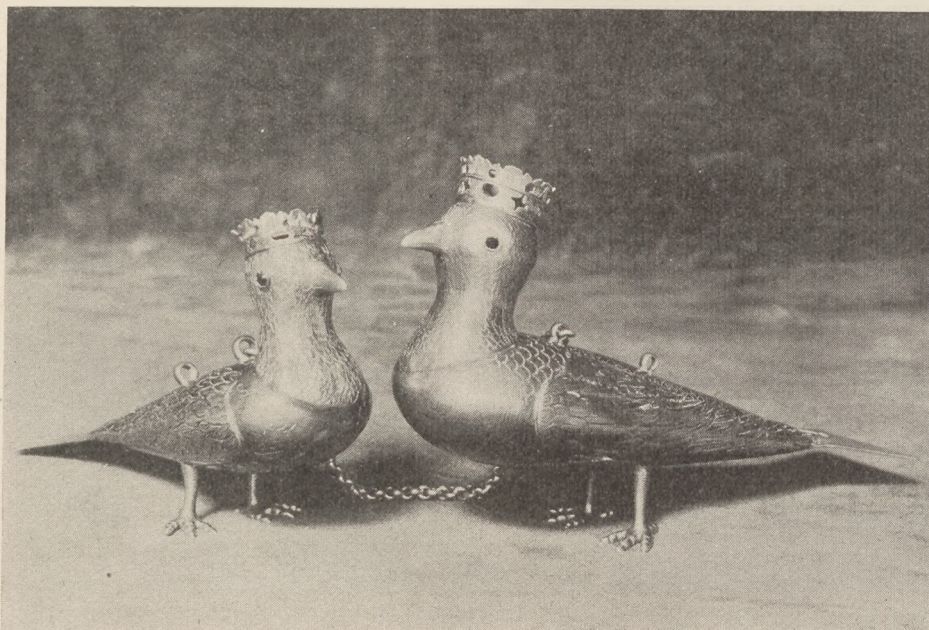
Künstlerische Darstellungen aus ältester Zeit sind bei uns selten. Um so größeren Wert haben zwei Stücke in den Pultern rechts vom Eingang. Das eine ist ein aus Bernstein geschnitzter Bär aus Stolp, eine für unsere Begriffe zwar plumpe, aber doch typische Kleinplastik, das andere der „Kom-

mandostab“ aus Stettin-Grabow, der aus einer Hirschstange gefertigt ist und der eingetritzte und mit Harz ausgelegte Kammlinien und die primitive Wiedergabe eines Pferdes zeigt. Dieses Stück leitet über zu Gebrauchs- und Schmuckgegenständen. Da finden wir einen weiteren Kommandostab aus einer Hirschstange, auch mit eingetritzten Mustern von Podesuch, und dann die Menge von Harpunen, Pfriemen, Angelhaken und Haken aus Hirsch-, Elch- oder Rehgeweih oder Knochen, die der Mensch der Steinzeit neben den schwerer zu bearbeitenden Steinwerkzeugen verwendete.

Der Raum 3 zeigt neben zwölf mächtigen Eberhäuern und einer Muschelschale aus dem Mittelmeer eine eigentümliche Überetzung eines ursprünglich aus tierischem Rohstoff gefertigten Gegenstandes in einen anderen Rohstoff: das sind die Kugelflaschen des nach ihnen benannten Kulturkreises, die zurückgehen auf Gefäße aus Schweineblasen, die durch einen geflochtenen Rand Halt bekamen.

In der Bronzezeit (ältere Br. 1800-1000 vor der Zeitwende, jüngere Br. 1000-600 v. d. Z.) wie in der Metallzeit überhaupt wird die Verwendung des Hirschhorns neben Bronze und Eisen noch beibehalten. In Raum 4 liegt gleich links eine schön verzierte jungbronzezeitliche Hirschhornhake. Daneben finden wir nun zum erstenmal, wohl bedingt durch den geschmeidigeren und leichter zu bearbeitenden neuen Werkstoff — die Bronze — Nachbildungen von tierischen Zähnen, die früher im Original als Schmuckstücke verwendet wurden, wie die sogenannten „Eberzähne“ aus Weißbronze in den Pultern rechts. Dort sind auch die ersten schönen Kleintierplastiken ausgestellt — der Bronzestier von Löcknitz (siehe Abbildung) und die Nadel mit der Ente von Borntin, Kreis Anklam.

In den tönernen Vögeln auf dem Vogelwagen aus Rosenfelde, Kreis Regenwalde, die wohl Enten darstellen sollen — in Raum 5 —, ist ein Beweis gegeben für die Verwendung des Tons nicht nur bei Gebrauchsgegenständen, während der Bronzefessel im Schrank links neben dem Eingang mit seinen drachenkopfformigen Verzierungen auf das hohe Alter, den der Glaube an dieses Fabelwesen hat, hindeutet. Die Knochnadel aus dem Fürstengrab von Bahn sei der Vollständigkeit halber noch genannt, weil sie in ihrer Einfachheit neben dem prachtvollen Bronzeschmuck meist übersehen wird. Die



Tauben aus dem Stettiner Schützen-Silber

ältere vorgeschichtliche Eisenzeit, 600-400 v. d. Z. - in Raum 6 bietet nur dem aufmerksamen Betrachter Fundstücke, die Beziehungen zur Tierkunde haben: eingeritzte Tiere, die in ihrer zeichnerischen Technik an Kinderzeichnungen erinnern und deshalb das dargestellte Tier nur schwer deuten lassen.

Die römische Kaiserzeit (0-500 n. d. Z.) in Raum 8 gibt wieder eine reichere Ausbeute für uns. Im Schrank gleich links neben dem Eingang ist am Henkel einer Bronze-Kanne aus Lübsow, Kreis Greifenberg, ein Löwenkopf und ein Kasserollengriff aus Bronze, der in zwei Schwanenhälse ausläuft, zu sehen. In den Schränken und in den Pulten am Fenster liegen prächtige Knochen- und Hirschhornkämme, darunter die Nachbildung eines Knochenkammes mit eingeritzten Tierzeichnungen. Auch Bronzeminaturen sind wieder vorhanden, und zwar zwischen den Fenstern links die Enten aus Lübsow und rechts im Pult der Endbeschlag eines Trinkhorns aus Klein Moikow, Kreis Greifenberg, in Form eines Stierkopfes. Wie vielfältig die Verwendung tierischer Reste damals war, zeigen eine Anzahl hauchdünner Knochenringe im Pult, die wohl als Schmuck gebraucht wurden und die sich bei näherer Untersuchung als die verknocherten Ringe der Lufttröhre eines großen Vogels herausstellten.

In Raum 9, wo die Funde der wendisch-wikingischen Zeit (700-1200 n. d. Z.) von den Ausgrabungen Wollin, über deren Fundmassen von tierischen Resten schon einmal ausführlich berichtet worden ist - „Vollwerk“ 1937, Heft 6 - den breitesten Platz einnehmen, gibt uns ein schönes Beispiel einer ausgedehnten hirschhornverarbeitenden Industrie. Eine Fülle von Kämmen, Pfriemen und Nadeln zeugen mit für die Blütezeit der alten Großstadt Jumneta. Daneben sind Spielsteine aus Knochen und Hirschhorn zu sehen, und als Schmuckstücke ein durchlochter Hundezahn und eine aus dem Indischen Ozean stammende Kaurimuschel, ein Zeugnis für die ausgedehnten Handelsbeziehungen. Für die Kinder bildete man damals schon gerne Tiere als Spielzeug nach, wie eine kleine hölzerne Ente und ein aus Holz geschnitztes Pferdchen beweisen.

Zeugen der Verbundenheit mit der Natur finden im überlieferten pommerischen Brauch-

Kinderspielzeug aus Glas aus der Stolzenburger Glashütte

Unten links: Pferd auf dem »Kommandostab« aus Stettin-Grabow

Unten rechts: Drachen auf dem Mangelbrett aus Eggesin

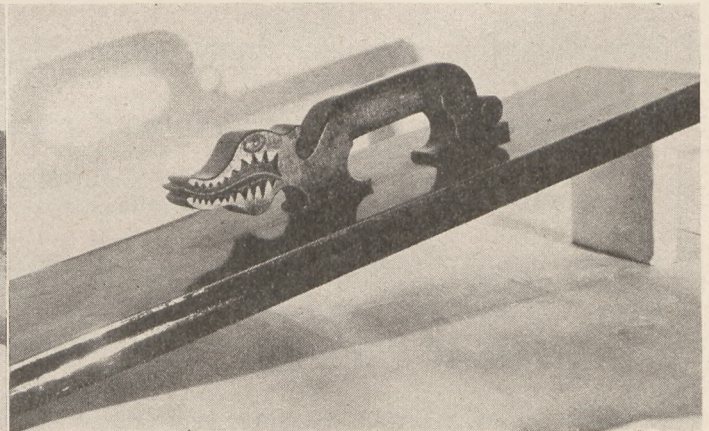
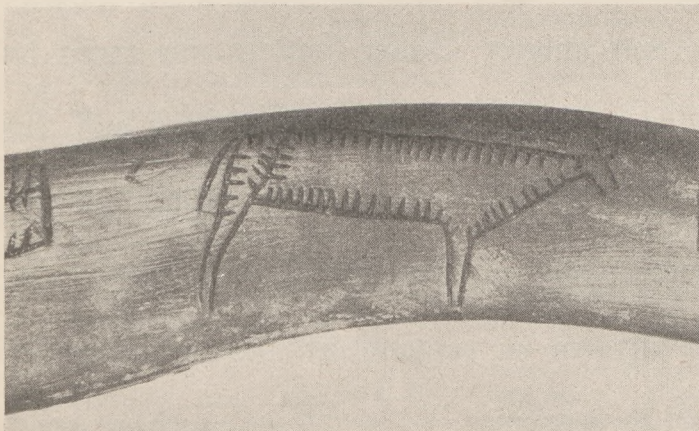


tum ihren Niederschlag in Form der verschiedenen Abwurfstauben und der schönen Tiermasken, Storch, Bock, Schimmel und das sagenhafte Einhorn darstellend, die aus den Kreisen Ugedom, Lauenburg, Stolp und aus dem Weizacker ausgestellt sind, wo die Kinder und jungen Burschen bei ihren Umzügen zwischen Weihnachten und Dreikönigstag und in der Fastnacht die Masken in verschiedenen Verkleidungen herumtragen. Die Sage vom Einhorn geht übrigens wahrscheinlich zurück auf Funde von fossilen Nashörnern, die man sich nur als Reste eines Fabelwesens erklären konnte. Später hielt man den Stoßzahn des Narwals für das Horn des Einhorns.

Gebrauchs- und Schmuckgegenstände wurden viel mit Tierdarstellungen versehen. Davon und von dem alten und immer wieder neuen Brauch, den Kindern Tiere als Spielzeug zu geben, finden wir eine Fülle von Beweisen. In Raum 12 steht unter den Bandwebebrettchen eines von der Insel Ugedom mit einer ausgefägten Hirschjagdscene. Kinderspielzeug wie die schönen aus Holz gedrehten Tiere im Gang bei Raum 14 findet sich später wieder auf der Leuchter-

krone aus Bergen auf Rügen in Raum 18 (2. Stock). Zuvor aber werfen wir noch einen Blick in die Weizacker Räume 16 und 17, wo Brautleuchter und Sprögelwöden, das sind Aufsätze der Spinnräder, stehen, die mit einer Fülle von Tierdarstellungen, u. a. Pferdeköpfen, Papageien und anderen Vögeln, Schlangen und Fischen geschmückt sind. Ähnliche Stücke sind später noch einmal im Raum 26 zu sehen.

Wir steigen nun zum zweiten Stock herauf und sehen uns in Raum 19 ein höchst zerbrechliches Kinderspielzeug, die Vögel und Schweine aus Glas, an, wie sie in der Stolzenburger Glashütte als Feierabendarbeiten hergestellt wurden (Abbildung). Daneben zeigen im gleichen Raum drei Vorhänge aus Leinendamast aus dem Kreise Rummelsburg eine besonders schöne Art der Tierdarstellung. Ein roter und ein blauer als Gegenstücke stellen Jagdszenen mit Wildschweinen, Füchsen, Hirschen, Rehen, Hasen, Enten, Bären und Wölfen, ein gelber weidende Pferde und Rinder dar. In Raum 20 finden wir wieder Jagdszenen diesmal auf den Fayencekrügen aus Unklam, Stargard,





Bronzestier aus Löcknitz

Aufnahmen:
Pomm. Landesmuseum

Kallies und dem Lieper Winkel. Mit einem Löwen und einem Drachen als Griff sind ein Mangelbrett aus Wollin (an der Wand rechts vom Eingang) und eines aus Eggfin (im Schrank links) geschmückt (Abbildung). Vor Raum 21 steht eine Neckwürdigkeit, ein hölzernes Bienenhaus in Gestalt eines Pferdes aus Arnshagen, Kreis Stolp - Tierdarstellung und Tierwohnung sind hier vereint.

Im Gegensatz zu diesen mehr oder weniger künstlerischen Ausschmückungen von Gebrauchsgegenständen sind die beiden Steinguthunde (englische Einfuhrware) aus Neuharp in Raum 22 reine Schmuckstücke zur Verschönerung der Wohnräume. Vergleichsstücke sind die beiden Steingutpudeln aus Warthe auf dem Schrank in Raum 30 und die beiden getigerten Fayencedoggen aus dem Johannesstift in Stettin in Raum 31 c.

Sehr interessant sind in Raum 25 tierische Reste unter den Heilmitteln der „abergläubischen“ Volksmedizin. Dort finden wir in der mittleren Reihe des Wandschranks rechts Krebsaugen, das sind in Wirklichkeit Kalkvorräte zum Aufbau des Panzers, die sich im Krebsmagen befinden, als Mittel gegen Augenkrankheiten, und getrocknetes Hirschblut als Mittel gegen Fallsucht, schließlich in der unteren Reihe eine ausländische Eidechsenart - Scincus marinus -, die zu Pulver zerrieben gegen

Untreue helfen sollte, im Wandschrank links neben dem Eingang in der ersten Reihe die bekannten Donnerkeile, das sind die meist erhaltenen hinteren Enden von Belemniten - tintenfischartigen Tieren der Kreidezeit -, und in der mittleren Reihe ornamentierte Hirschgeweihe.

Raum 26 weist wieder einige der schon besprochenen Brautleuchter und Sprögelwöcken aus dem Weizacker auf. In Raum 27, dessen Tür aus Henkenhagen, Kreis Kolberg, in der Füllung einen Reiter zeigt, fühlen wir uns fast zurückversetzt in die wendisch-wikingische Zeit, wenn wir dort die zum Glätten verwendeten Rinderknochen und die Schlittschuhe und Schlitten aus Schweine- und Rinderunterkiefeln sehen, wie sie heute noch von den Kindern in pommerschen Dörfern verwendet werden.

In den übrigen Räumen müssen wir unsere Aufmerksamkeit schon etwas anspannen, wenn uns von den mannigfachen Tierdarstellungen nichts entgehen soll. Raum 28 zeigt Butter- und Gebäckformen aus Pommern. Darunter sind einige Kuchenformen mit Schafen, Reitpferden und Vögeln und Butterformen mit dem Schwan und anderen Vögeln, die z. T. noch bis vor kurzem in Gebrauch waren. In Raum 30 mit der Fischer- und Schifferkultur finden wir außer den schon genannten Steingutdoggen einen Armstuhl, dessen Armlehnen als Fische ausgebildet sind. Raum 31 enthält eine

Kupfermatrize mit unserer ältesten Greifen-darstellung (um 1340), eine kleine Plastik eines Hundes, einige emaillierte Gläser mit Jagdszenen, eine Flöte aus Elfenbein und einen Türklopfer, dessen Griff als Pferd ausgebildet ist.

Im Junstraum 32 sind auf vielen Junstgeräten Wappentiere dargestellt. Erwähnt sei hier nur das Herbergsschild der Stettiner Schmiede aus dem Jahre 1720, das neben dem Greifenkopf, der Hufeisen und Anker trägt, auch drei Einhörner in der eigentümlichen Gestaltung mit einem Löwen-leib zeigt. Das Stettiner Schützen-silber im selben Raum enthält drei gekrönte Tauben. (Abbildung.) Im Biedermeier-zimmer, im Herzogsraum, im Adels-raum, im bürgerlichen Raum finden wir eine Fülle von Tierdarstellungen auf Möbeln und Gefäßen, deren Aufzählung viel Raum in Anspruch nehmen würde. Wir haben auch in der Abteilung kirchliche Kunst mannigfaltige symbolische Tierdarstellungen, von denen unter dem kirchlichen Zinngerät eine Patene aus Groß Stepenitz hervor-gehoben sein soll, die auf dem Randfries verschiedene Tiere zeigt. Von „oben“ beginnend nach rechts sind immer abwechselnd ein Säugetier und ein Vogel dargestellt, nämlich Hirsch, Fasan, Einhorn, Rabe, Hund, Falke, Gase, Reiter, Fuchs, Kranich, Lama (?) und Adler.

Es sei dieser Rundgang, der nur einen Ausschnitt aus den Darstellungen von Tieren im Landesmuseum geben konnte, abgeschlossen in der Eingangshalle, mit dem Blick auf den prachtvollen Türklopfer aus Bronze, einen Greifenkopf mit Elselohren, der aus der Zeit um 1335 stammend, einst das Portal der Schloßkirche schmückte. Der Gang zeigt, daß auch für naturkundlich Interessierten eine ganze Menge von schenswerten Stücken zu finden ist und daß viele Beziehungen zwischen Vor- und Frühgeschichte, Volkskunde und Kulturgeschichte einerseits und Naturkunde andererseits bestehen. Und weiter zeigt ein solcher Gang, daß ein Museum keine Schau-toter Gegenstände ist, vor allem kein Heimat- und Landesmuseum: es ist eine Brücke, auf der auch der weniger Phantasiebegabte mühe-los das unsterbliche Wesen seines Volkes wandern sehen kann.

Dieser Kampf ist nicht ein Angriff gegen die Rechte anderer Völker, sondern nur gegen die Anmaßung und Habgier einer dünnen kapitalistischen Oberschicht, die nicht einsehen will, daß die Zeit vorbei ist, in der das Gold die Welt regiert, daß im Gegenteil eine Zukunft anbricht, in der die Völker, d. h. die Menschen, die bestimmte Kraft im Leben der Nationen sind. Diese Erkenntnis war es, die die nationalsozialistischen Armeen im vergangenen Jahr beflügelt hat. Sie wird ihnen auch im kommenden Jahr den Sieg bereiten.

ADOLF HITLER

Ein Wachtposten macht Weltgeschichte

Der mißglückte Handstreich auf dem Darß

Die Geschichte von den drei Königen, die hier erzählt wird, feißelt nicht nur durch ihren Verlauf; sie legt uns Pommeren auch eine zwar müßige, aber darum nicht minder interessante Frage vor: Wie sähe es wohl in unserer Heimat aus, hätte vor 200 Jahren ein unbekannter Soldat auf Posten weniger Aufmerksamkeit und Entschlußkraft gezeigt?

Es war zu Anfang des 18. Jahrhunderts, im zweiten Jahrzehnt, als der Nordische Krieg sein Schicksalsnetz über Europa geworfen hatte.

Peter der Große von Rußland, Friedrich von Dänemark und August der Starke von Sachsen, die drei gegen den jungen mächtigen Schwedenkönig Karl XII. verbündeten Herrscher, lagen mit ihren Truppen vor Stralsund und hielten den hanseatischen schwedischen Brückenkopf seit Wochen belagert.

König Stanislaus von Polen, der Verteidiger Stralsunds, wußte, was er seinem königlichen Günstling Karl von Schweden dafür schuldig war, daß er August den Starken abgesetzt und ihn, den Woiwoden von Posen, zum Polenkönig gemacht hatte. Er war es sich selber schuldig, während der Zeit, wo Karl XII. in der Türkei weilte, fest für ihn einzustehen und die Angriffe der verbündeten Herrscher, die die große Macht Schwedens für immer brechen wollten, zurückzuschlagen.

In den Reihen des Verbündetenheeres wirkte sich die langwierige Belagerung nicht zum Besten aus. Die Soldaten schafften sich, so gut es die Kampfverhältnisse erlaubten, unterhaltsame Abwechslungen.

Wie ihnen, so wurde auch ihren verbündeten Herrschern das lange Warten auf die Entscheidung allmählich zuwider. Eines Tages überließen sie ihren Feldherren die Belagerungsarmee und ritten sorglos durch das pommerische Flachland.

Sie kamen auf die Halbinsel Zingst und ließen sich über den Prerowstrom nach dem Darß übersetzen. Der Darßwald mit seiner Urwüchsigkeit nahm sie gefangen. Sie waren über den kräftigen, knorrigen Baumwuchs und über den Reichtum des Wildes erstaunt, fanden Gefallen an der geheimnisvollen Romantik der Waldlandschaft und ließen sich in dem von stattlichen Buchen beschatteten Jagdhaus zu Born nieder.

Wieviel schöner war es, sich der Jagd hinzugeben, dort, wo Adler in den hohen Kiefernwipfeln horsteten, Wildschweine sich an moorigen Tümpeln hinter undurchdringlichen Dickichten suhlten und Hirsche und Rehe durch den Adlersarn streiften, als vor Stralsund von einem Tag zum andern auf die Einnahme zu warten.

Die Jagd zog sie ganz in ihren Bann. Sie pürschten tagsüber durch den Wald und fan-

den sich zum Abend wieder im Jagdhaus ein. Ihre Aufmerksamkeit war nur auf alte, starke Reiter und stolze Rothirische gelenkt. Sie vergaßen bei der Hochwildsjagd ganz ihre Menschenjagd, ihren Krieg gegen den mächtigen Schwedenkönig und die Belagerung.

Zwei Wochen vergingen, ohne daß sie an die Rückkehr zu ihren Truppen dachten, und es wären auch wohl noch einige Wochen vergangen, wenn sie nicht plötzlich in dunkler Nacht in ihrem Weidmannsvergügen gestört worden wären.

Der polnische König Stanislaus, der die Verteidigung Stralsunds in straffen Zügeln hielt, hatte durch das Volk erfahren, wie sorglos die drei feindlichen Herrscher im Darßwald der Jagd nachgingen. Er machte seinem Kampfgenosse, General Steenbock, davon Mitteilung und schickte einen Trupp von vierzig schwedischen Reitern nach dem Jagdhaus in Born, mit dem Befehl, die drei Könige nachts, wenn sie nach müder Jagd im tiefen Schlummer lagen, zu überrumpeln.

Es war eine stürmische Nacht, als die Reiter von der Insel Rügen nach der Ostküste der Halbinsel Zingst übersetzten. Siegesicher ritten sie in scharfem Trab, so gut es die Dunkelheit erlaubte, westwärts und malten sich im festen Glauben an das Gelingen ihres Handstreiches aus, wie erschreckt die jagdliebenden drei Könige aus dem Schlafe auffahren würden.

Während sie, von der Wichtigkeit ihres Handstreiches überzeugt, westwärts galoppierten und den siegreichen Ausgang des Nordischen Krieges für Schweden vor Augen sahen, hielt am Westufer des Prerowstromes, der die Halbinsel Zingst vom Darß trennt, ein Soldat der verbündeten Truppen Wache.

Wie leicht hätte der Soldat, den die Könige zu ihrer Sicherheit dorthin postiert hatten, da schon zwei Wochen lang nichts passiert war, schlafen können und sich ebenso sorglos fühlen können wie die Könige im Jagdhaus zu Born.

Aber er schlief nicht. So sehr auch der Sturm durch die dunkle Nacht segte, so spukhaft sich auch die Nacht auf dem Darß mit seinen gespensterhaften, vom Sturm zerzausten Bäumen zeigte, er stand am Strom und spähte ostwärts, wo Stralsund in der Ferne lag und seine Kameraden um den Besitz der Hansestadt kämpften.

Plötzlich war es ihm, als wenn aus der Ferne Hufschlag an sein Ohr drang. Sollte es ein Kurier sein, der den Königen die Einnahme Stralsunds melden wollte? Er horchte angespannt in die Nacht hinaus. Aber ehe er weiter darüber nachdenken konnte, vernahm er vom jenseitigen Ufer des Stromes Stim-

mengewirr. Es hatte den Anschein, als wenn die Reiter schimpften, daß sie keinen Übergang fanden. Er spähte weiter und horchte angespannter und erkannte, daß es schwedische Reiter waren.

Sollten die Feinde erfahren haben, daß die drei verbündeten Könige sich auf dem Darß aufhielten?

Ohne weiter an irgend etwas zu denken, warf er sich auf sein Pferd und galoppierte nach dem Jagdhaus, wo die Herrscher ahnungslos im Schlummer lagen. Er hatte einen guten Vorsprung vor den schwedischen Reitern, denn so schnell konnten sie nicht über den Strom kommen, aber es litt ihn nicht, langsam zu reiten.

Er jagte, was er jagen konnte. Es war eine Meile bis zum Jagdhaus. Er schaute nicht nach rechts und nicht nach links. Der Wald blieb geisterhaft zu beiden Seiten liegen. Von dem Hufschlag seines Pferdes schreckten die Vögel in den Wipfeln aus dem Schlafe, raschelten Schlangen und Schleichen aufgeschreckt im Gebüsch. Er legte einen Kilometer nach dem andern zurück und klebte förmlich am Rücken des Pferdes, als er vor dem Jagdhaus ankam.

Er sprang vom Roß, drang in das dunkle Jagdhaus, ließ die Könige wecken und machte sie auf die drohende Gefahr aufmerksam.

Verwirrt schreckten sie aus dem Schlafe auf. Sie hatten kaum noch gewußt, daß sie Feinde hatten und im Kriege lagen. In großer Bestürzung bestieg der Posten mit ihnen ein Boot und ruderte auf den Bodden hinaus, damit sie sich an anderer Stelle in Sicherheit bringen konnten.

Die schwedischen Reiter fanden das Jagdhaus leer, waren entsetzt, daß ihnen ihr sicher geglaubter Handstreich mißlungen war, ahnten aber nicht, daß ihnen ein Soldat, der in stürmischer Nacht auf seinem Posten war, den Strich durch die Rechnung gemacht hatte.

Ein einfacher Soldat hatte durch seine Pflichttreue drei Könige gerettet, hatte die Weltgeschichte gelenkt, den Ausgang des Nordischen Krieges beeinflusst. Denn dieser Nordische Krieg, an dem außer Rußland, Dänemark und Sachsen sich auch noch Preußen und Hannover gegen Schweden beteiligten, zerstörte das Übergewicht Schwedens in Nordeuropa, machte Rußland zur Großmacht und brachte den Aufstieg auch der übrigen Ostseeländer. Das übermächtige Schweden mußte an Hannover Bremen und Verden abtreten, an Preußen Vorpommern, an Rußland Livland, Estland und Ingermanland.

Und alles wahrscheinlich, weil ein einfacher Soldat auf dem Posten war, im Gegensatz zu seinen drei mächtigen Königen, um deren Nacht und Schicksal es ging.

Das Bangen vor dem Winter

Der letzte Winter wird für uns nicht wiederkehren

Er sieht uns noch in den Gliedern, der Winter 1939/40, und so ist es nur natürlich, daß die Beforgnis nicht weichen will, er könnte wiederkehren. Den Meteorologen war er eine Freude, sie nennen ihn ein ganz großes Erlebnis; uns andern ist ihre Zuversicht lieber, daß wir Lebenden nicht ein zweites Mal vor seine Not gestellt werden.

Deutschland - der Mittler der Witterungsgegensätze

Mit dem Dezember ist der erste Wintermonat vergangen, ohne daß sich der Winter böse gezeigt hat, aber das verschuecht nicht die Sorge, er könnte uns dennoch die peinliche Überraschung des letzten Jahres bescheren. Weil uns aber die Wissenschaft sagt, daß solche ganz schlimmen Winter in einer Jahrhundertspanne nur ein- oder zweimal beobachtet worden sind, dürfen wir der Zuversicht sein, daß wir solche Not nicht wieder erleben werden. Im übrigen wollen wir uns ins Bewußtsein rufen, daß die Länder um die Nord- und Ostsee herum sich eines Klimas erfreuen, welches wir nach der Breitenlage gar nicht erwarten dürfen! Die klimatische Härte des Ausnahmewinters mit dem Januar Mittel um 10 Grad minus ist die Temperatur, welche die Bewohner von Petersburg und Moskau Jahr für Jahr ertragen müssen.

Deutschland dagegen ist auch klimatisch ein Übergangsländ, Mittler zwischen dem durch harte Witterungsgegensätze ausgezeichneten, sogenannten Kontinentalklima der gleichförmigen, östlichen Landmasse, und dem vielgliedrigen Küsten- und Inselgebilde des europäischen Westens, wo die Meeresnähe und die vorherrschenden, Wärme und Feuchtigkeit tragenden Südwestwinde in Verbindung mit dem dieselbe Richtung verfolgenden Golfstromen für einen gesunden, klimatischen Ausgleich sorgen, d. h. ebensowohl die Winterfalte wie auch die übermäßige Hitze des Hochsommers mildern!

Was besonders das nordwestliche Europa diesen wohlthätigen atlantischen Einflüssen zu danken hat, das mag vorweg ein Vergleich zwischen Irland, dem westlichen Vorposten unseres Erdteils, und dem Klima der japanischen Hauptinsel Nippon

verdeutlichen, welsch letztere als Gegenstück zu Irland dem Ostrande der europäisch-asiatischen Landmasse vorgelagert ist. Obwohl das südliche Irland (mittl. Breite 52 Grad) 1400 Kilometer nördlicher liegt als der Norden von Nippon (mittl. Breite 40 Grad), herrscht in beiden Gebieten sowohl Übereinstimmung in der mittleren Jahrestemperatur (plus 10 Grad) als auch im Januar Mittel (plus 6 Grad).

Der auffallend geringe Unterschied zwischen diesen beiden Durchschnittsmitteln ist in beiden Fällen auf jenen ausgleichenden ozeanischen Einfluß zurückzuführen, während die Gunst der südlicheren Lage Nippons aufgewogen wird durch die Ungunst des aus dem Norden kommenden kalten Küstenstromes Oyashio, die irische Insel dagegen allseitig durch den warmen Golfstrom umspült wird.

Wanderungen auf Breitengraden

Wie weit aber das europäische Festland den vor allem im Winter fühlbaren Einfluß des Golfstroms erfährt, das wird eine Wanderung entlang des Berliner Breitengrades lehren, welcher auch die süd-irische Grasschaft Munster durchschneidet, die Städte Amsterdam, Warschau und im russischen Osten Orenburg am Ural und Irkutsk berührt. Auf diesem Wege begegnet uns das schon erwähnte südliche Januar Mittel von plus 6 Grad, schneiden wir 1200 Kilometer ostwärts bei Amsterdam die hier in Nord-Süd-Richtung verlaufende Plus-2-Grad-Linie des Januar, und erleben in Berlin, rund 600 Kilometer weiter nach Osten, das Januar Mittel von minus 1 Grad, um schließlich ein weiteres, ziemlich stetiges Absinken um rund 3 Grad auf je 600 Kilometer bis zu dem 3000 Kilometer von Berlin entfernten Orenburg zu erfahren, wo ein normales Januar Mittel von minus 16 Grad beobachtet worden ist. Das weitere Abgleiten nach dem Osten zu (in Irkutsk und am Baikalsee, immer noch auf dem Berliner Breitengrade, soll das normale Januar Mittel minus 23 Grad betragen) lasse ich in diesem Vergleiche außer Betracht, weil hier auf der mongolisch-sibirischen Hochfläche die Seehöhe die Wetterlage maßgebend beeinflusst.

Diese Beobachtungsreihe läßt auf eine Wirksamkeit der atlantischen Westwinde bis tief nach Rußland hinein schließen, sie zeigt ferner eine verhältnismäßig günstige Witterungslage Norddeutschlands, zeigt aber, daß man von einem Seeklima doch nur bis zur Linie Hamburg-Hannover sprechen kann, in welcher Linie die Null-Grad-Linie des Januar verläuft.

Nur um ein Weniges nördlicher verläuft die kartographische Linie, welche die westlichste deutsche Wetterwarte Borkum mit der um rund 1000 Kilometer entfernten östlichsten in Treuburg auf dem ostpreussischen Landrücken verbindet. Sie wird in ihrer Mitte durch die Oder unweit der Wetterwarte Stettin geschnitten und bietet eine erwünschte Vergleichsmöglichkeit für die Wettergegensätze Norddeutschlands, um so mehr als die drei Wetterwarten fast auf derselben Breite liegen. In der folgenden Gegenüberstellung ist am bemerkenswertesten das nach dem Osten zu starke Absinken des Januar Mittels im Zusammenhang mit einem Wachsen der Winter-Sommergegensätze und weiter der geringe Unterschied der Julimittel, welche nach dem Osten sogar ansteigen.

Klima und Kultur im nördlichen Ring

Eine weitere Umschau im Ringe zwischen dem 55. und 65. Breitengrade führt zu eindrucklichen Vergleichen besonders auf kulturellem Gebiete.

Vom nördlichen Polarkreis gestreift, liegt hier Island, dessen Hauptstadt Reikjavik, auf der Breite 64 Grad 40 Minuten, dieselbe mittlere Januar Temperatur besitzt wie Berlin (minus 1 Grad), obwohl unsere Hauptstadt um 1300 Kilometer südlicher liegt. Haben Sie das gewußt? Es liegt auf der Hand, daß Islands hohe, tausendjährige Kultur dieser günstigen klimatischen Lage zu danken ist.

Weiter begegnen wir in der Höhe des 60. Breitengrades, 900 Kilometer nördlicher als Berlin, den in den Kriegsberichten so häufig genannten Schetlands-Inseln, wo der Winter demjenigen von Venedig gleicht (Januar Mittel plus 4 Grad) und das Klima noch eine erhebliche Weidewirtschaft und Viehzucht gestattet!

Auf demselben Breitengrade liegen Bergen, der wichtigste norwegische Handelsplatz mit seinem ausnehmend milden Jahresmittel plus 8,1 Grad, und die Hauptstadt Oslo im Mittelpunkt einer gut angebauten, wohlhabenden Landschaft alter Bauernkultur (Jahresmittel 5,3 Grad). Hier zwischen dem 55. und 65. Breitengrade haben wir die

Tabelle 1

	Entfernung in km	Nördliche Breite	Januar Mittel	Julimittel	Unterschied zwischen Januar u. Juli	Jahresmittel
Borkum	500	53° 35'	min. 0,8°	plus 16,2°	15,4°	10°
Stettin		53° 23'	" 1,6°	" 17,4°	19,0°	7,7°
Trauburg	500	54°	" 5,0°	" 16,8°	rd. 22°	5,7°

Heimat des nordischen Menschen wie auch der Goten zu suchen, und hier haben schon in der Frühzeit die skandinavischen Völker Staaten aufgebaut, deren geschichtliche Bedeutung und deren Geisteskultur sich an die Seite der süd- und mitteleuropäischen Völker stellen können.

1400 Kilometer östlich Bergen und durch dieselbe Entfernung vom Weltmeer getrennt liegt auf dem Breitengrade von Oslo und Bergen Leningrad, wo trotz der schon recht ungünstigen klimatischen Bedingungen der Wille eines überragenden Führers, des Zaren Peter, eine Stätte beachtlicher Kultur zu schaffen vermochte. Weiter aber nach dem Osten zu rollt sich auf dem 60. Breitengrade ein ganz ähnliches Bild immer schwieriger werdender klimatischer und wirtschaftlicher Umstände ab, wie es uns der Berliner Breitengrad gezeigt hatte, nur noch in schnellerem Wechsel, entsprechend der nach Norden zu wachsenden Enge der Breitenringe und in Begleitung noch härterer Kältegrade: Auf seinem fast 1000 deutsche Meilen langen Wege zwischen Leningrad-Kamtschatka und dem Behringsmeere - wo die Gunst der Meerberührung durch eine schon bei Japan erwähnte kalte Meeresströmung zunichte gemacht wird - durchschreitet der 60. Grad zuerst den un-wirklichen nordrussischen Landrücken, sodann die in ihrer Einsamkeit und Armut trostlosen Weiten der sibirischen Tundra, wo im Lena-gebiet häufig Januarmittel bis zu minus 35 Grad beobachtet werden, der Boden-anbau völlig aufhört und die geringe Bevölkerung sich nur durch Rentierhaltung und Pelztierjagd ernährt.

Ähnlich liegen auf dieser Breite die Verhältnisse im nördlichen Amerika, besonders in Labrador und an den Ufern der Hudson-Bai, wo ein kalter, aus der Baffins-Bai kommender Meeresstrom ein so rauhes Klima schafft und die Wirtschaft so beeinträchtigt, daß schon auf der Höhe des 50. Breitengrades auf dem Raum einer Quadratmeile kaum ein Bewohner kommt und das ganze Land jenseits der nördlichen Getreidegrenze liegt.

	Monatsmittel (Minus-Grade)					Summe der Monatsmittel Dezember-März	Zahl der Eistage
	Dezember	Januar	Februar	März	April		
Durchschnitt	0,3	1,5	0,9	2,0	7,1	0,1 °	28,4
Winter 1939/40 . . .	1,5	9,8	8,4	0,6	7,6	19,1 °	70,0
" 1928/29 . . .	2,9	4,9	11,2	1,2	3,5	12,0 °	
" 1892/93 . . .	1,2	9,1	0,3	3,5	7,7	6,5 °	

Tabelle 2

Es war ein Ausnahme-Winter

Nun hat das bevorzugte Europa einen so außergewöhnlichen harten Winter über sich ergehen lassen müssen, wie wir ihn seit Menschengedenken nicht erlebt haben, ein Winter, dessen Ausnahmestellung aber - was Deutschland angeht - weniger durch ausnehmend hohe Kältegrade bezeichnet wird (als kälteste Tage sind in Stettin der 11. Januar mit minus 21,3 Grad und der 18. Februar mit 22,4 Grad festgestellt worden) als durch eine ungewöhnliche Stetigkeit und Dauer der Kälteperiode und dadurch, daß dieser gestrenge Gast auf ganz Europa von Skandinavien und Holland herab bis an das Schwarze Meer gelastet hat.

Aber das Ausmaß dieser Last will die folgende vergleichende Zusammenstellung von Beobachtungszahlen eine Vorstellung vermitteln, Zahlen, welche ich der Stettiner Wetterwarte verdanke, welche aber geeignet sind, den Winter von ganz Mitteleuropa widerzuspiegeln. Zum Vergleich sind außer den amtlich errechneten Durchschnittszahlen die Zahlen der Winter 1892/93 und 1928/29, welche auch ungewöhnlich zu nennen sind.

Aus dieser Übersicht liest man, in wie hohem Grade die Monatsmittel des verfloßenen Winters vom Durchschnitt abweichen, eine Abweichung, die besonders bei der Summe der Monatsmittel deutlich wird, während sich die Hartnäckigkeit dieses Winters besonders in der hohen Zahl der Eistage, das sind Tage, an denen die Temperatur dauernd unter dem Nullpunkt liegt (solche Tage hatten wir 70, das sind 250 vom Hundert, der Regelzahl 28,4), und in der Dauer der Schneedeckung (84

Schneetage in der Zeit vom 1. Januar an), spiegelt. Zugleich entdecken wir unter den Vergleichszahlen aber auch einige Monatsmittel, welche sich mit den im letzten Winter erlebten durchaus messen können, ja der Monatsstiefstand des Februarmittels des Jahres 1929 (minus 11,2 Grad) ist überhaupt noch in keinem Monat erreicht bzw. unterschritten worden, solange die Stettiner Wetterwarte besteht, d. h. seit dem Jahre 1848.

Ein Geschenk der Natur für uns

Aberblicken wir diese Reihe von klimatischen Vergleichen, welche alle die nördliche Erdhälfte angehen, und vergegenwärtigen wir uns, daß auf der südlichen Halbkugel dank der Vorherrschaft gewaltiger Meeresflächen solche klimatischen Unregelmäßigkeiten, wie sie eben gezeigt wurden, fehlen, die Regel der natürlichen Wärmeabnahme nach den Polen zu nur in geringem Maße durchbrochen wird, die Breitengrade dort also zugleich Linien gleicher Wärme (Isothermen) sind, so wird deutlich, daß dem Nordeuropa einschließenden nordatlantischen Raume bis zum 80. Breitengrade hinauf und bis in das Weiße Meer hinein ein Wärmehoch eigen ist, wie es die Erde in diesem Maße nur einmal vergeben hat. Und diese Schenkung ist auch die Erklärung dafür, daß sich das kleine Europa eine so ausnehmende Vormachtstellung auf dem Erdkreise erobert hat.

Das wollen wir uns vor Augen halten, wenn die Besorgnis vor einer Wiederkehr des Winters in seiner letzten Gestalt uns bedrücken will. Er mag uns im Gedächtnis bleiben, aber nur als eine interessante Erinnerung.

Zwei alte deutsche Wintergedichte

(Um 1200)

Uns hat der winter geschat überall,
 beide unde walt diu sint beide nu val,
 da manig stimme vil suoffe inne hal.
 Sach ich die megde an der straase den bal
 werfen, so kaeme uns der vogele schal.

Möcht ich gern verschlafen des winters zit.
 Wache ich die wile, so han ich vel nit,
 daß sin gewalt ist so breit und so wit.
 Weiß got, er lat och den meien den strit,
 so lis ich bluomen, da rife nu ligt.

Walter von der Vogelweide

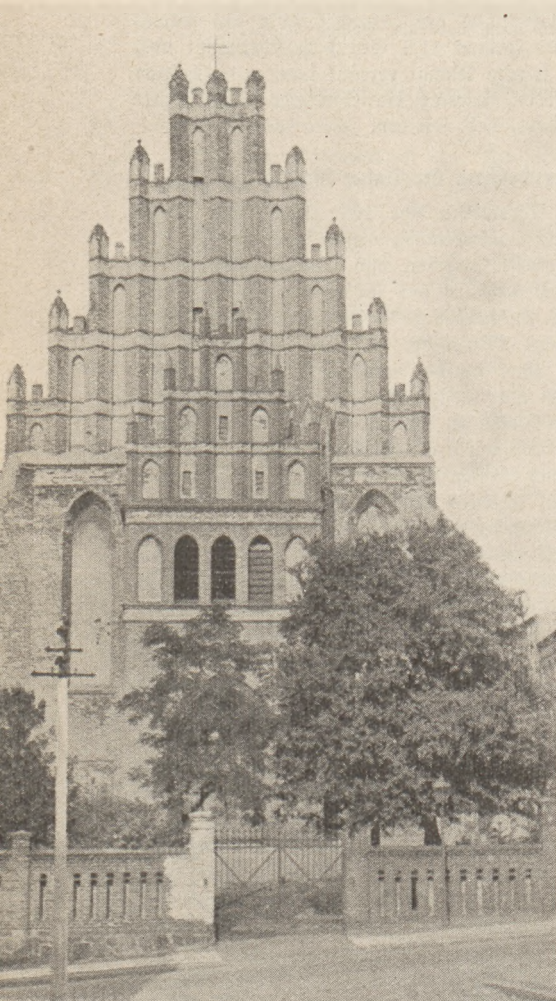
Diu sonn mit ihrem guldin schin
 ist al zu graw gegangen,
 unde still sin ale vogelin,
 wi min herz, darin si sangen.
 Gar trurig ist daz herze min,
 wil daz im lant wil winter sin.

Die bluomen al mit bunte varw,
 si wolt min lid nit kliden;
 vil tir im kalten walte starv,
 ich mus es ser dran liden.
 Gar trurig ist daz herze min,
 warum daz wol mus winter sin.

Heinrich von Veldege

Burgen im deutschen Weichselland

HEINZ RADTKE:



Das deutsche Land an der Weichsel ist zurückgekehrt ins Reich. Grenzlandnot und Grenzlandschicksal sind im Osten vorüber, nach erbittertem Kampf um die Scholle, um Volkstum und Heimatrecht flücht wieder deutsches Wort und deutsches Lied im Weichselland, der Stätte der Ordensbauten und Burgen.

In einer seiner Reden sagte der Führer: „Jede große Zeit findet ihren abschließenden Wertausdruck in ihren Bauwerken. Wenn Völker große Zeiten erleben, so gestalten sie diese Zeiten auch äußerlich. Ihr Wort ist dann überzeugender als das gesprochene, es ist das Wort aus Stein.“

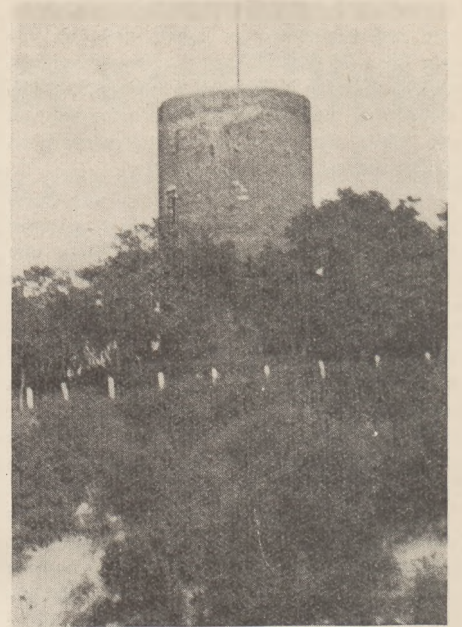
Die Burgen der Weichsel waren nicht so reich an Schmuck und Verzierung wie am Rhein. Man spürt es, daß sie in einem durch zähen Kampf eroberten Lande erbaut wurden. Einfach und schlicht, aber stolz und trübselig ragen die massigen Ziegelbauten, die sich harmonisch in das Landschaftsbild einfügen, in den rauhen Himmel des Ostens.

Als der Deutsche Ritterorden, vom Herzog von Masovien gerufen, im Jahre 1231 nach dem Osten kam, war das Motiv seiner Mission ein durchaus christliches. Erst als er das Land in Besitz genommen hatte und starke Burgen erbaut waren, erfolgte der Zuzug Tausender von Deutschen aller Schichten aus dem eng gewordenen Westen. So wurden die Gebiete den Deutschen erschlossen, Bauern, Handwerker und Kaufleute wanderten zu.

Links: Der gotische Giebelbau der evangelischen Kirche in Kulm

Unten links: Speicher aus der Zeit des Ritterordens in Graudenz

Unten rechts: Die Schloßruine Rehden



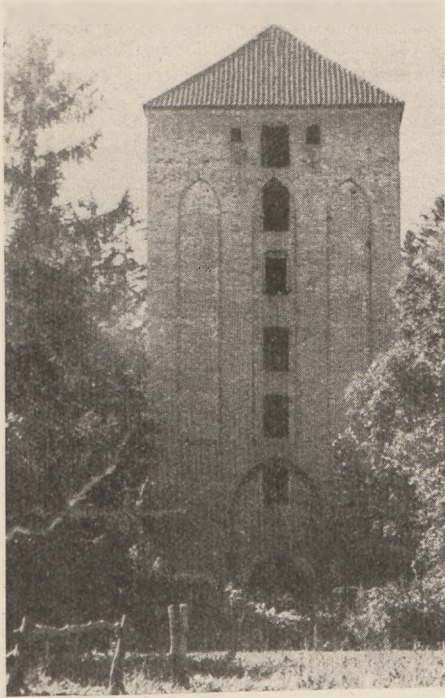
Der Schloßturm in Graudenz

Die ersten Burgen des Ordens waren Feldbefestigungen. Diesen Charakter behielten die Burganlagen für die nächsten zwei Jahrzehnte bei, bis man zum Ziegelbau überging. Die ältesten Burgen liegen an strategisch wichtigen Orten oder auf den Stätten einstiger Preußenbefestigungen, meistens am Rande des hohen Steilufers wie in Kulm, Graudenz, Neuenburg, auf hohen Bergrücken wie in Engelsburg, Gollub, Roggenhausen, oder am Seeufer und Sümpfen wie in Rehden und Konik. Immer kam es dem Orden darauf an, die Handelsstraßen zu beherrschen.

Jede Burg wurde von einem Erdwerk, dem sogenannten Parchan, umgeben, weiterhin von einem Graben und einer Ringmauer mit Ecktürmen. Zum Wesen der deutschen Burg gehört auch der Bergfried als selbständiger Turm. Der älteste noch bestehende ist der runde Bergfried in Graudenz, der als einziger Baurest der Burg auf hohem Weichselufer den Schloßberg krönt. Als Wahrzeichen deutscher Kulturarbeit schaut er weit in das Niederungsland hinaus.



Graudenz gehörte zu den bedeutendsten Handelsstädten des Ordens. Steil und wehrhaft steigen am rechten Weichselufer die hohen Speicherwände empor, gestützt durch kräftige Strebe Pfeiler. Ein malerisches Bild! Die alte Preußenfeste, die sich auf dem Schloßberg befand, wurde vom Orden zu einer starken Burg ausgebaut. Von dieser Burg ist jedoch fast nichts mehr übriggeblieben. Gut erhalten steht noch der Bergfried, der im Volksmund den Namen „Kliment“ führt. Der Schloßturm ist rund, ist wie alle Ordensbauten aus roten und zum Teil glasierten Ziegeln erbaut und hat eine Höhe von etwa 20 Meter. In seiner früheren Gestalt mag er jedoch etwa 28 Meter hoch gewesen sein. Außer dem Turm und dem



Der Torturm in Roggenhausen

etwa 50 Meter tiefen Schloßbrunnen ist nur noch ein Stück Mauerwerk der Südostecke der Burg erhalten geblieben. Nach dem zweiten Thorner Frieden wurde das Ordenschloß Sitz eines polnischen Starosten, die Stadt kam unter polnische Herrschaft. Durch die späteren polnisch-schwedischen Kriege wurde die Stadt in größte Mitleidschaft gezogen. Erst nach der dritten Teilung Polens im Jahre 1772, als die Stadt zu Preußen kam, begann ihr Aufstieg. Nun darf sie erneut eine bedeutende Rolle im Handel und in der Industrie spielen und ein wichtiger kultureller Mittelpunkt Westpreußens sein.

Ostlich von Graudenz liegt auf steiler Bergeshöhe, malerisch eingerahmt von turmhohen Fichten, die Burg Roggenhausen. Sie hatte einst eine große Ausdehnung. Heute steht nur noch ein mächtiger Torturm und ein kleiner runder Wächterurm sowie ein Teil der Vorburg-Umwehrgung. Einst war Roggenhausen Grenzfestung zwischen der

alten preußischen Landschaft Pomesanien und dem Kulmer Lande.

Eine der schönsten und stattlichsten Burgruinen Westpreußens ist Rehden. Die Burg wurde im Jahre 1234 durch den Landmeister Hermann Balk begründet. Sie war eine der stärksten und bedeutendsten Burgen des Ordenslandes. Die Ruine weist heute noch Teile des Haupthauses auf, an der Südseite stehen die beiden Ecktürme in ihrer früheren Gestalt. Sämtliche Außenwände waren mit einem diagonalen Muster aus glasierten Steinen überzogen, was heute noch deutlich erkennbar ist. Auch die bescheidenen Überreste legen noch ein glänzendes Zeugnis von der ehemaligen Burg ab.

Am 1310 erbaute der Orden am linken Ufer der Weichsel, nicht wie in der Regel auf steiler Bergeshöhe, sondern auf einer tiefergelegenen Landzunge, die die Weichsel mit dem einfließenden Schwarzwasser bildet, die Ordensburg Schwetz, die so eine der überaus seltenen Wasserburgen des Ostens wurde. Komtur dieser Burg war lange Zeit hindurch der spätere Hochmeister Heinrich von Plauen, der Ritter der Marienburg. Die Burg erhob sich auf einem quadratischen Platz, sie bestand aber nur aus zwei Flügeln, einem Nordflügel und einem Ostflügel. Die anderen Seiten waren durch acht Fuß starke zinnengekrönte Mauern umgeben. Der nordwestliche Turm überragte alle anderen an Höhe und Stärke. Es war der Wachturm oder Bergfried. Dieser schöne runde Turm mit seiner Bekrönung und ein Teil des Nordflügels ist am besten erhalten geblieben. Die Burgreste mit ihren starken Mauern und Gewölben machen einen malerischen Eindruck.

Kulm, das fast auf gleicher Höhe wie Schwetz auf dem anderen Weichselufer liegt, ist zu den schönsten Städten Westpreußens zu zählen. Kulm hat schon zur Zeit der alten Preußen bestanden. Der Sage nach wird die Gründung dieser Stadt dem Sohne Waidewuts, Culmo, zugeschrieben. Bekannt ist besonders die Kulmer Handfeste; diese wichtige Urkunde befindet sich noch heute im Danziger Staatsarchiv. Am das Jahr 1340 war Kulm bereits Hansestadt, und 1400 wurde der englische Packhof angelegt. Wie in Danzig und Thorn gab es auch hier eine Artus-Brüderschaft. Kulm macht, da die Stadtmauern mit ihren fast würfelförmigen Wehrtürmen noch ziemlich unverändert erhalten geblieben ist, den Eindruck einer mittelalterlichen Stadt. Zu den wichtigsten Bauten gehört das Rathaus und die evangelische Kirche mit ihrem kunstvoll gegliederten Sichelbau.

Jahrhunderte sind vergangen. Kriege und Stürme der Vernichtung sind über das Weichselland hinweggegangen, aber immer noch stehen die Reste der stolzen Bauwerke des Deutschen Ritterordens, sie sind und bleiben Zeugen seines Wirkens, seiner Geltung und Geschichte im Osten.

Oben: Das Rathaus in Kulm

Mitte: Die Burgruine Schwetz

Unten: Ein Eckturm der Ordensburg Rehden

Aufnahmen: H. Rattke, Graudenz



So leben sie unter uns

Unter dieser Überschrift wollen wir kleine Bilder aus dem Volke bringen, in denen der pommersche Mensch Merkmale zeigt, die direkt oder indirekt für sein Wesen mitbestimmend sind. Einwendungen, die dem Leben entnommen sein müssen, sind uns erwünscht.

Aufforderung zum Tanz

Er war der größte und stärkste in seinem Dorf, da bei Rügenwalde, und der einzige, der sich bücken mußte, wenn er die Wirtshaustüre durchschritt. Saßen dann nur die Burschen und Männer im Kreise am gescheuerten Tisch, so gab es bei seinem Eintritt ein Geschrei, so laut und verworren, daß man kaum unterscheiden konnte, ob zum Willkommen oder aus ärgerlichem Erstaunen. Und doch war ein Willkommen damit ausgesprochen, derb zwar und lärmend, aber aufrichtig gemeint, und man konnte es dann erkennen an der Bereitwilligkeit, mit der man ihm den Stuhl rückte, den Stuhl unter der von der Decke hängenden Rogge, die sein Großvater seinerzeit geschnitz und dem Wirtshaus vermacht hatte, ihm zutrank und an seinen Lippen hing, die langsam und überlegt Wort um Wort setzten. Bevor er zu sprechen anhub, räusperte er sich laut und stark, zog dann die schwarzen Brauen in die Höhe und richtete den Blick fest und durchdringend auf einen der Runde, der dann während der ganzen Erzählung wie gebannt unter diesem Blick saß und die Augen des öfteren niederschlug, um sie erst vorsichtig wieder zu erheben.

Manchmal auch, wenn er ins Wirtshaus trat und gebückt die Türe durchschritten hatte, mischte sich in das Rufen der Burschen ein anderes, helleres und gedämpftes, das einem versteckten Jubel und einem freudigen Aufatmen glich. Dann saßen an der anderen Wand, den Männern gegenüber, die Mädels aus dem Dorf und harreten des Beginns der Musik, damit sie zum Tanz geholt würden. Er aber achtete des freudigen Lärmens nicht, nickte nicht einmal hinüber, sondern schritt schwer und plump an den Tisch der Männer und der männlichen Jugend, wo man ihm den Stuhl bereithielt.

Begannen dann die Musikanten zu blasen, so erhob er sich schwer vor allen anderen, die erst dann aufstanden, wenn er seine Wahl getroffen. Laut stapfte er durch den Saal, hielt den Kopf gesenkt und schaute zu Boden. Ging dann an der Wand, da die Mädchen saßen, vorbei, langsam und noch immer gesenkten Hauptes. Der Boden dröhnte unter seinen Schritten, und die Gläser klirrten aneinander im Thekenschrank. Rasch hob er dann den Blick, sekundenlang nur, schaute in die Augen eines Mädchens, senkte ihn wieder und schritt weiter, langsamer noch als vorher. Als bald stand das Mädchen errötend auf, legte das Taschentuch hinter sich auf den Stuhl und folgte ihm nach, beschaute und schüchtern, den langen weiten Rock an den Seiten zusammennehmend, daß die blanken

Schuhe mit den breiten Bändern und die selbstgestrickten Strümpfe sichtbar waren, schritt ihm nach, bis er sich umwendend stehen blieb, es um die Hüfte packte und zu tanzen begann. Leichtfüßig und gewandt, schwebend fast drehte er sich mit ihr, hob sie wohl auch empor, daß die Röcke flogen, und setzte sie behutsam nieder, um pausenlos weiterzutanzten, zärtlich und leicht.

Niemandem schien die Art seiner Aufforderung seltsam. Den Burschen nicht, um seiner Stärke willen, und nicht den Mädchen - nun, sie harreten klopfenden Herzens, wenn sein Blick wohl streife. Sie glaubten - und hatten es lange flüsternd so festgestellt -, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, daß er wahllos aufschaue, weil es ihm gleichgültig sei, mit wem er tanze. Bei dieser Feststellung hatte Anne Rieck das Herz wehgetan - und doch, dachte sie, konnte es denn Zufall sein, daß er so oft gerade vor ihr aufschaute, dann aber eine ihrer Nachbarinnen mit seinem Blick aufforderte? -

Weder Anne Rieck noch sonst jemand konnte ahnen, daß sich hinter allem derben und sicheren Auftreten ein schüchterner Junge verbarg. Vielleicht erkannte es der eine oder andere dann an diesem Februarsonntag, als es draußen stürmte und schrie und drinnen die bunten Wimpel von der Fastnacht her

noch gespannt waren, in deren Mitte die Lampe so festlich leuchtete. Es war schon über Mitternacht hinaus, und eigentlich wußte niemand, wie es gekommen war: Ob vielleicht die Burschen aus Eifersucht die Mädchen beredet hatten, ob die Mädchen es untereinander ausgemacht, ob er selbst, der doch im Trinken wie in allem anderen der Stärkste schien, zu tief ins Glas geschaut und sie wirklich alle mit einem Blick gestreift hatte -, kurz, da standen sie, als er nach dem Gang an der Mädchenbank vorbei sich umdrehte und den Arm hob, um ihn um eine Hüfte zu legen, da standen sie, zwanzig, fünfundzwanzig oder dreißig gar, alle mit roten Gesichtern erwartungsvoll vor ihm.

Wie ein Schulfunge blickte er drein, der riesige Klotz, lächelte verlegen, während unter dem grünwollenen Kragen hervor die Röte in sein Gesicht kroch. Schuldbewußt fast schaute er auf, lächelte, öffnete den Mund und schloß ihn wieder, blickte abermals zu Boden und sagte dann:

„Dat sal man blot eene sin!“ Wurde blaß, dann flammend rot: „Kumm, Anne Rieck!“

Sie flog in seinen Arm, die anderen standen zuschauend umher, klatschten den Takt zum Tanz, und fanden, daß Anne Rieck geradezu übermütig sprang. Sie hatte auch Grund dazu, fühlte sie doch, daß diese so ungewohnte Aufforderung zum Tanz, dieser Aufwand mit den drei Worten „Kumm, Anne Rieck!“ mehr sein mußten.

Sie wurden es dann auch.

Werner S a h

Wedder dat söövte Gebott!

VON FRITZ DITTMER

In olen Tieden weer dat so, dat Prester un Rödter nich aan enanner to denken weeren. Künn jo ok nich anners wesen; denn wat weer woll de Prester in'e Karf aan den Rödter sin Urgel un Gesang? An wenn de Rödter in de School vonwegen den Katekismus nich all von lütt up an de richtigen Grundsätzen läd, denn süll de Prester dat naast man blieven laten.

Man in een Döör harren sück Prester un Rödter dägern äver'n Foot spannt. An dat keem so: Rödter Plöz weer een' von de, de sin Schoolfinner en beten wat wider bibringen wull, as dat se blot eeren Namen schriiven künnen un den Katekismus utwennig wüßten. Weeren in olen Tieden up den Lann de Schoolstunden man so all knapp bemeten, so harren sück de Buurn dat anwennt, dat se eer halbwassen Jungs in'n Sommer äverhaupt nich in'e School schickten. Se brukten se up Hoff un Feld, aan den Rödter daarna to fragen. Begeerte Rödter Plöz daargegen up, dann güngen de Buurn to'n Prester, un de sä denn meist Ja un Amen daarto, wil he jo daardörch nich to Schaden keem bi de Buurn.

Nu weer dat mal in'n Sommer to de Tiet, dat de rhinschen Raßbeeren rip wöden. Ok de Prester harr enen wunnerschönen Raßbeerenboom in sin' Gaarn. Man as he an enen Sünnavendnaamiddag na'n Middags-

slaap in'n Gaarn güng, de Sünndagspredigt to äverdenken, dunn treden em binah de Aanmachten an. Sin schöne rhinsche Raßbeerenboom weer to Hälf leddig plünnert. Dat künnen blot de zackerméntschen Jungs daan hebben. Wat hülp dat all, - hen to Abend läd sück de Prester mit Knecht un Hund up de Luur. Müchten em de Müggen ok sinen kaalen Kopp to Schannen steken, he mößte de Deev hebben!

An richtig, hento Klock tein, as de Maan upgüng, kemen ok twee dreiffige Slüngels von Jungs äver de Muur von'n Prester-gaarn. „Eerst plücken laten!“ flüsterte de Prester sinen Knecht to. An as uns' leeven Jungs wedder äver'e Muur trügg wullen, kreeg „Bello“ den enen bi de Büxen faten un de Knecht den annern. Nu weer Holland in Not! Wat hülp dat all, - de Prester neem de beiden Jungs unner Konvoi von'n Knecht un „Bello“ in sin Studeerstuw, üm mal en Exempel to statevieren. Doch bevör de Prester bi de Jungs dat Urtel up den Achtersten vullstrecken wull, seeg he dat as Christenpflicht an, eer den Seelsack gehüvig uttostöven. An he frög: „Wie lautet das siebente Gebot?“

Körling Möller, so heet de Jung, schüürte sück in Utsicht up de Dracht Släg' all sinen Achtersten. Man disse Fraag weer he sück nich vermooden. He stamerte un stamerte: „Du

sollst - - du sollst" - -, denn äver säd he:
„Herr Paster! Wi sind eerst bet to'n sösten
Gebott kamen! Denn seen S', Herr Paster,
Röster Plöck nimmt all' Mand in de School
een Gebott döörk! Twee Maand fallen ut,
een in'n Augst un een in' Harvst vonwegen
de Tüften! Blieven tein Stück Maand, grad'

as de Gebotten! Wil wi Jungs nu blot ia'n
Winter in'e School gaan, hebben wi blot de
eersten söß von de Gebotten leert!"

De Paster läd den Koorstök ut de Hand,
disse Antwoort äwerneem em doch. He leet de
Jungs mitsamst eere Raskbeeren lopen. Man
annern Morgen harr de Prefter 'ne lange

„Unterredung" mit Röster Plöcken. An von
de Tiet an sind de groten Jungs ok Som-
mers in de School gaan. Wat de Jungs nu
noch schuld an weeren, dat de Prefter sin
rhinschen Raskbeeren nich all' kreeg, doräver
kann kener naareden; denn ok de Lünt fall
so gern Raskbeeren freten - - -

WILHELM HORSTEL:

DER UNGLÜCKHÄFTE NAME

Aus einer pommerischen Schifferfamilie

Johann Joachim Wegner erwarb in der Wolliner Vorderwiek ein Grundstück mit zwei Häusern, einem größeren an der Straße und einem kleineren auf dem Hofe nach der Dievenow zu, längs des Obstgartens, dem es Schutz gegen Westwind gewährte, während das größere Haus ihn gegen Norden beschirmte. In dieses Grundstück teilten sich nach der Verheiratung ihrer Tochter Ida mit dem Tucherfischer Michel Schenk im Jahre 1864 die alten Wegners mit dem jungen Paare. Ihre Tochter Therese bezog mit ihrem Gatten, einem Kapitän, das Hofhaus. Die unverheiratete Tochter Minna blieb bei den Eltern. Die Söhne Eduard und Robert fuhrten zur See, ersterer auf eigenem Schoner, letzterer auf dem seines Vaters.

Eduard verlor sein Schiff bei Rügen, wurde aber mit der Besatzung gerettet und übernahm zur Freude seiner Mutter ein Geschäft in Berlin. Auch Robert sollte der Seefahrt entsagen, denn die Mutter litt unter der Ahnung, daß er der See in jungen Jahren zum Opfer fallen werde. In der Nacht vor seiner Geburt hatte sie im Traum das Christkind auf einem Schoner auf wild erregter See geschaut. Das Schiff kenterte und das Christkind ertrank. Das galt ihr als Ankündigung des Geschicks ihres Robert, der wenige Stunden nach diesem merkwürdigen Traume das Licht der Welt erblickte. Daher hätte sie ihn gern einem anderen Berufe zugeführt; aber der Vater hielt es für selbstverständlich, daß ein Wegner ein Wassermann werde, und der kleine Robert trug als Erbgut eine unbändige Liebe zu der weiten, herrlichen See in sich, die ihn unwiderstehlich anzog, seit er sie zum erstenmal als Jungmann auf dem Schoner seines Vaters auf der Reise nach Drontheim befahren hatte. Er war hochgewachsen, kräftig gebaut, blauäugig, blond, wettergebräunt und munteren Sinnes. Kein Wunder, daß er den Mädchen gefiel. Als aber ein Vetter sein Grab in der Nordsee gefunden hatte, und er die Trauer der jungen Witwe sah, nahm er sich vor, auf die Ehe zu verzichten. Der Anblick zweier Seemannsbräute in Trauerkleidung bestärkte ihn in diesem Entschluß. Seine Braut war die See, der er sein Herz geschenkt hatte für Lebenszeit, und mit der er, wenn es so sein sollte, verbunden bleiben wollte in Ewigkeit.

Als die Mutter das erkannte, wollte sie, er sollte wenigstens auf einem Dampfer fahren. Während seiner ganzen Dienstjahre bei der Marine hatte sie nicht eine einzige schlaflose Nacht um ihn gehabt. Daher schlug sie ihm nach seiner Rückkehr aus Kiel vor, die gefährliche Segelschiffahrt aufzugeben und sich als Matrose auf einem Dampfer anbeuern zu lassen. Aber da brach die schicksalhafte Liebe des sonst so ruhigen Wolliners zum Segelschiff heraus: „Mudder, wenn du mi leiw häßt, segg dat nich noch eis! Einen Dod sün wi unsen Herrgott schuldig, un ik will leiw hüt mit min Schoner versupen, as morgen up son Qualmsfabrik Seemann speelen!"

Die Mutter wußte, daß er dem Segelschiff verfallen war. Darum drang sie nicht weiter in ihn, bat ihn aber, nicht auf dem alten Schoner seines Vaters zu fahren, sondern sich einen neuen, seetüchtigen bauen zu lassen.

Daran hatte er schon seit längerer Zeit gedacht. „Schnittig" sollte sein Schoner sei, vorn und hinten schlank und darum flink, aber dabei

nicht „rank", nicht hin und her schaukelnd, sondern „stüttig", auch ohne Ballast wie eine Möwe ruhig im Wasser schwimmend. Wegen solcher Schmucke und zugleich seefesten Schoner hatte damals die Ziegenorter Werft einen guten Ruf. Darum bestellte er dort im April des Jahres 1875 einen Dreimastshoner. Man wurde bald einig über Bauart und Preis. Als er aber den Namen „Orion" nannte, bat ihn die Meisterfrau, einen anderen zu wählen, weil die bisher auf ihrer Werft gebauten drei Schiffe dieses Namens eines nach dem andern nach drei Jahren untergegangen seien.

„Ach wat! Dei sind ebent in schwor Werer kome, dat liggt nich am Nome, Fru Meestern", antwortete er in ruhiger Sicherheit.

Sie aber gab die Hoffnung nicht auf, die Gefahre abwenden zu können. „Fru un Rinner hemm S' so nich, äwer denken S' doch an ehr leiw Mudder! Un denn hemm S' doch uk söben Mann up Ehr Schipp. Denken S' denn for nich an all dees junge Lewen und dei söben Mudders? Nehm S' en annern Nomen, Herr Wegner! Wat meinen S' tau „Lieselotte" oder „Else-Marie"?"

„Mit Frugensnomen hew ik nicht im Sinn", knurrte der Jungeselle.

„Wat meinen 'S denn tau „Möwe"? Schlug sie weiter vor; aber auch damit fand sie keine Gegenliebe. „Dei fleigen all naug up de Ostsee", sagte er lachend. „Un weiten 'S wat? Wenn en Schipp bliwen fall, den bliewt't uk, ob't Liese, Lotte, Möwe oder Orion hitt. Orion - dat gleezende Steernbild mag ik so geern. Orion - klingt dat nich fein?"

„Is dat 'n Dickkopp!" dachte die Meisterfrau und beruhigte sich: „Ik hew nich Schuldigkeit doon un hew Enn warnt." „Jo, Ehr Schuld is't nich, Fru Meestern, wenn ik mit min Orion koppheister joh", bestätigte ihr der Kapitän.

Ein halbes Jahr später war der prächtige Dreimastshoner Orion vom Stapel gelaufen und bewies drei Jahre hindurch seine Seetüchtigkeit bei Sturm und Wetter in Ost- und Nordsee und auf dem weiten Ozean. In die üble Vorbedeutung seines Namens dachte kein Mensch mehr außer fünf Frauen: der Mutter und den drei Schwestern Roberts und der Meisterfrau auf der Werft. Mutter und Schwestern hatten während der drei Jahre glücklicher Fahrten beständig um ihren Robert gebangt und jedesmal erleichtert aufgeatmet, wenn aus Norwegen, England, Spanien und anderen Ländern ein Kartengruß von ihm eingetroffen war, und ganz besonders, wenn er selbst nach seiner Heimkehr bei ihnen eintraf, wetterhart, sonnengebräunt, heiter und sorglos. Wenn er dann aber wieder auf Fahrt ging, begleitete ihn ihre hange Sorge.

So hatten sie auch schweren Herzens Abschied von ihm genommen, als er am 15. November 1878 mit seinem Orion nach Pillau ausfuhr, um dort eine Ladung Erbsen für Fehman zu nehmen. Aus Pillau kam nach zehn Tagen ein Gruß von ihm, aber dann warteten die Seinen vergeblich auf die Mitteilung seiner glücklichen Ankunft am Ziel. Tag für Tag schauten sie nach dem Briefträger aus, und jeder Tag brachte ihnen eine Enttäuschung. Eine Beruhigung war es ihnen, daß bisher kein Unwetter aufgekommen war. Am so jäher

war der Schreck der Mutter, als in der Nacht zum 10. Dezember ein furchtbarer Sturm um ihr Haus heulte, die losgerissenen Fensterläden gegen die Mauern schmetterte und einen abgebrochenen Baumzweig an ihr Fenster schleuderte, so daß eine Glasscheibe klirrend zerbrach.

„Robert, min Söhn!“ stöhnte sie. „Gnad di Gott, wenn du dees Stund up't Woader büst!“ Gespannt lauschte sie in die Nacht hinaus in der Hoffnung, daß die gewaltige Strenge des Sturmes bald nachlassen werde; aber sie hielt an, ja, sie schien noch zu wachsen. Ihr aber dehnten sich in ihrer Angst die Minuten zu Stunden. Plötzlich hörte sie - die Uhr schlug gerade sechs - trotz des Sturmesbrausens ganz deutlich, daß draußen auf den Griff ihrer Kammertür gedrückt wurde. In der Meinung, es sei ihre Tochter, rief sie: „Minna, kümmerinn!“ Als Minna auf wiederholte Aufforderung nicht eintrat, ging sie hin und öffnete die Tür; aber es stand kein Mensch davor.

Sie zuckte zusammen, denn es trat plötzlich in ihre Erinnerung, daß ihr vor Jahren auf die gleiche Weise der Tod ihres Vaters mitgeteilt worden war, der - wie sich später herausstellte - in derselben Minute vor den Klippen Bornholms ertrank, in der sie den Druck auf die Türklinke hörte. Ihr war es ganz gewiß, daß sie sich auch diesmal nicht getäuscht habe, und in dem ihr gesandten Zeichen sah sie den Beweis, daß ihr geliebter Robert in der gleichen Minute bei seinem Todeskampf in der stürmischen eisigen See mit Liebe ihrer gedachte. Der Atem stockte ihr, als würde sie an der Kehle gewürgt. Bebennd sank sie auf den Bettrand nieder, und es war ihr eine Erleichterung, als endlich Tränen in ihre starren Augen traten, und sie sich ausweinen konnte.

Tatsächlich sank ihr Robert in jener Stunde unweit der Ruhestätte seines Großvaters vor Bornholm ins Wellengrab. Seine Abfahrt aus Pillau hatte sich verzögert, weil die Erbsen aus Königsberg verspätet eintrafen. Am 5. Dezember war er mit drei anderen Schönern und einer Bark, alle mit Erbsenladung und mit dem gleichen Ziel, bei ziemlicher Kälte, aber mit gutem Wind aus Pillau abgesegelt. Die fünf Schiffe blieben bis zum Abend des 9. Dezember zusammen und hatten bis dahin gute Fahrt. In der Nacht aber brach ein Schneesturm von ganz ungewöhnlicher Heftigkeit aus. Es war unmöglich, die Segel rechtzeitig herunterzunehmen, weil die „Bloßen“, durch die man die Leinen zu ziehen versuchte, völlig vereist waren. Fieberhaft zerrten die, bei Misklingen dem Tode geweihten, Seeleute mit ihren steifgefrorenen Fingern an den glitschigen, mit Eis überzogenen Tauern. Der heulende Sturm trieb ihnen den Schnee in die Augen und überzog sie vom Südwesten bis zu den Transiefeln mit eisigem Panzer. Die Wasserwogen, die über das hin und her taumelnde Schiff geschleudert wurden, blieben als Eis in mehreren Schichten darauf liegen. Der Mastbaum brach. Die gesamte Erbsenladung rollte unter dem furchtbaren Stoß des Sturmes auf die eisstarken Segel nach der Backbordseite, und die Schoner verfanke alle vier in der stürmischen See mit ihren 32 tapferen Männern und Jünglingen. Der Sturm hatte sie auseinandergepeitscht, so daß die Mannschaften jede für sich den Seemannstod starben. Hilfe hätten sie einander freilich nicht bringen können, da sie in dem eisigen Schneesturm erstarrt waren. Und ihre vom heißenden Schnee gepeinigten Augen nichts zu sehen vermocht hätten, auch wenn die Finsternis nicht so dicht gewesen wäre.

Nur die Bark überlebte die furchtbare Nacht. Sie wurde nach Schweden abgetrieben, und den Erzählungen ihres Kapitäns verdanken wir unser Wissen um das Geschick der vier Schoner.

Fraglos hat Kapitän Robert Wegner, als er bei der Unmöglichkeit des Segelreffens den Untergang seines Orion vor Augen sah, der Warnungen der Frau Meisterin in Ziegenort gedacht; aber er wird sich gesagt haben, daß ja auch die anderen drei Schoner, die nicht Orion hießen, dem gleichen unentweichbaren Geschick verfallen waren. Und in schnell wechselnden Bildern zog sein Leben von seiner Kindheit an daheim und auf der See ihm vorüber, bis seine Gedanken an seiner Mutter und ihrer unendlichen Liebe und Güte haften blieben. Er süßte, daß sie in dieser Stunde seiner gedachte, und es war ihm, als höre er sie stöhnen: „Robert, min Söhn! Gnoad di Gott, wenn du um dees Stund up't Woader büst!“

Und dann stand der Tag vor ihm, an dem sie ihn vergeblich gebeten hatte, zu der weniger gefährlichen Dampfschiffahrt überzugehen; aber noch in seiner Todesstunde hielt er daran fest: „Leiwerr

hüt mit min Schoner verluven, as morgen up Jon Qualmsfabrik Seemann speelen! Und doch machte ihm der Gedanke an die Trauer seiner armen Mutter das Sterben schwer, und sein letzter Gedanke war: „Tröst di Gott, min leiw Mudder! Ik hew di nich folgen künnt, wil ik taun Seemann boren bin un as Seemann sterben möt.“

Das Meer hat diese Toten nicht wiedergegeben, und von den Schönern, auch dem stolzesten unter ihnen, dem Orion, sind nur einige Planken an die Küste Bornholms getrieben worden. In der Zeitung wurden Dutzende von untergegangenen Schönern und Fischerbooten aus jener Sturmnacht gemeldet, vom Orion aber war nichts darin zu lesen. Roberts Mutter ließ sich dadurch aber nicht beruhigen. Sie wußte, daß ihr Robert am 10. Dezember, 6 Uhr morgens, ein Opfer der See geworden war. Bei all dem Schmerz, wie ihn in solcher Tiefe nur ein Mutterherz kennt, machte sie ihm keinen Vorwurf wegen seiner Wegnerschen Treue zum Segelschiff und des von ihm gewählten Schiffsnamens und zwang sich Selbstbeherrschung auf, weil sie wußte, daß maßlose Trauer die Ruhe ihres auf dem Meeresgrunde schlummernden Sohnes stören würde.

Am so unruhiger waren ihre Töchter, die zwar immer wegen des Unglück drohenden Namens Orion um das Leben ihres Bruders gebangt hatten, aber nicht glauben konnten, daß die Mutter mit ihrer geschwächten Gehörkraft den Druck auf den Türgriff von all den mannigfachen Geräuschen des Sturmes zu unterscheiden vermocht habe. Und da der Orion in der Liste der in jener Unglücksnacht untergegangenen Schiffe fehlte, redeten sie sich ein, ihr Bruder Robert habe eine schützende Bucht erreicht, wahrscheinlich mit beschädigtem Schiff, und warte dort auf Hilfe, die ihm nun vielleicht schon zuteil geworden war. Daß er von dort keine Nachricht nach Wollin senden konnte, war klar. Idas Sorge, ob er in seiner stillen Bucht mit seiner Mannschaft nicht Hunger litte, hatte ihr Mann, der als alter seekundiger Kapitän Robert verloren gab, ihr aber die Hoffnung nicht nehmen wollte, durch den Hinweis auf die Erbsenladung zu beschwichtigen vermocht. Allmählich litt sie aber doch namenlos unter der Angewissenheit, und der Unglücksname Orion stand von Tag zu Tag drohender vor ihr und legte sich wie Alpdrücken auf ihr ruheloses Herz.

Eines Morgens aber wurde ihr Gewisheit, wenn auch anders, als sie gedacht hatte. Es war in der halbhellen Mondnacht des 21. Januar, als ihr um 4 Uhr aus dem Hause auf den Hof getretener Gatte aus dem Hofhause einen Menschen auf sich zuschreiten sah. In dem nebligen Halbdunkel erschienen nur die Umrisse des Körpers, und in der Annahme, seine Schwägerin vor sich zu haben, fragte er: „Therese, Mäken, büst Du dat? Wist all Semmel holen oder Melk? Dortau is't noch tau früh. De Kloek is irst veir.“

Er erhielt keine Antwort, aber in demselben Augenblick erkannte er ganz deutlich seinen Schwager, der mit Südwesten und Ulmantel dicht vor ihm stand und ihn schweigend mit großen, starren Augen anschaute, bevor er weiterging.

Bei diesem Anblick schrak er zusammen, ging schnell ins Haus zurück, trat zu seiner Frau und sagte: „Jda, Mäken, wist wat? Jetzt hew ik ebend Robert sehn mit Ulmantel un Südwesten. Hei hät uns 'n Teifen geb'n, dat hei versoapen is, und wi uns wiere kein Jedanken um em moaken un em ruhig sloapen loaten süllen.“

„Schoad um den gauden Jungen!“ sagte sie schluchzend, „öwer ohn' Schuld is hei nich an sin Dod. Worum möt hei uk up sin Kopp bestoan un sin Schoner den Unglücksnoame ‚Orion‘ geb'n?“

Seine Schwester Therese aber gab die Hoffnung nicht auf, daß er lebe, und das Zögern der Versicherungsgesellschaft mit der Auszahlung des Betrages für Schiff und Ladung unter der Begründung, daß der Tod des Schiffers noch nicht bewiesen sei, bestärkte sie in ihrem Zweifel an dem Druck auf die Türklinke, den die Mutter gehört, und an der Erscheinung des angeblich Ertrunkenen, die ihr Schwager gesehen haben wollte.

Die Meisterfrau in Ziegenort dachte bei der Unglückskunde zuerst an das auf ihrer Werft gebaute Schiff, gegen das sie ein geradezu mütterliches Gefühl hatte. „Schoad um dat gaude Schipp!“ klagte sie. „Et wier so schnittig un so stuttig!“ Aber dann bedauerte sie auch den Kapitän und seine Mannschaft. „Schoad um den jungen, schmucken Schipper un all dat junge Läben! Ik hew 't wüßt un hew em warnt vor den Noam ‚Orion‘, un hei sülwst hät seggt: ‚Ehr Schuld is 't nich, Fru Meestern, wenn ik mit min ‚Orion‘ koppheister geh.“

Kulturleben in Pommern

Albert Schwarz

Zur zwanzigsten Wiederkehr seines Todestages: 31. 1. 1921

Ein schicksalreiches, aber tapfer bis zu Ende gekämpftes Leben ging vor zwei Jahrzehnten im Hamburger Krankenhaus mit Albert Schwarz von dieser Erde. „Dragknuppen“ nannte der pommersche Dichter seine um die Jahrhundertwende erscheinende, erste anspruchslose Sammlung von plattdeutschen Gedichten und Erzählungen. „Blüten- oder Fruchtknospen“ sollten es sein. Später erschien ein neues Büchlein „Oschen (Anemonen) un Asten“ (Garding 1912), wo sich dem Leser schon reifere Früchte zeigten.

Von den übrigen Schöpfungen verdient die Tiererzählung „Reineke Fuchs“ (Stettin 1925) erwähnt zu werden. Wer den Dichter Albert Schwarz in seinen letzten Lebensjahren und in dem Jahrzehnt nach seinem Tode kennen lernen will, der muß in Zeitungen und Zeitschriften Umschau halten, wo die schönsten Perlen seiner Dichtung verstreut erschienen. Eine, wenn auch nicht erschöpfende, so doch begrüßenswerte Zusammenstellung gibt uns das Buch „Lewen, Leev un Leed“ (Blückstadt, Hamburg 1929). Eine Gesamtausgabe seines Schaffens bleibt noch eine Aufgabe, die seine pommerschen Freunde lösen müssen.

Das eine lassen alle seine Werke erkennen: Lied und Erzählung sind für Albert Schwarz nicht nur einfache Darstellungsformen von Ereignissen, sondern sie sind immer tiefster Erlebnis- und Gefühlsausdruck:

Ik wull, ik hadd Flögel un föhlte mi fri,
ik flög as de Vögel un flög s' all vorbi.
Keen Storm wir to arg mi, schugt Hitt nich un Snee;
to hoch wir keen Barg mi, to breeet mi keen See.

To wit wir keen Störn mi, keen Grund mi to deep,
An söcht ik en Dirn mi, ik weed, dat ich s' greep.
O, wümmersöt Leben! Ik nehm min lütt Dirn
An flög' in den Heben, üm Hochtit to fir'n.

An wull Gott behollen son lustiges Door,
Wi danken den Ollen un bleben glif dor.
Ik wull, ik hadd Flögel un föhlte mi fri,
Ik flög as de Vögel un flög s' all vorbi.

„Up frömden Grund un Bodden heff ik irst tau weiten kregen, wat de Modersprak för den Minschen bedüden deit. Sei hadd mit mi de Heimat verlaten un höll in de frömd bi mi ut. An wenn mi truwig tau Naud würd un Heimweh mi in'n Harten tuckte, denn sprok sei tau mi, un de Klang vpn ehr Wörd gaff mi de verluken Heimat wedder un süng mi dat Leed von de säute Jugendentit, so datt mi will un woll um't Hart würd un froh und fri.“

Diese Bekenntnisse des Dichters Albert Schwarz weisen uns den Weg zu seinem Herzen. Ohne seine pommersche Heimat und ohne seine Heimatsprache können wir ihn uns nicht vorstellen. „Awer wenn min Tung of hochdütsch snacken ded, min Hart hürte dor nix von, dat blew plattdütsch un min Denken ok.“ Wie es sein Herz befahl, so sang und dichtete Albert Schwarz. Plattdeutsch sind seine Erzählungen, und die Sprache der Heimat, die seines Herzens Sprache war, gibt seinen Dichtungen erst Wohlklang und Wert. Er hat im Reuterschen Platt und in der Mundart seines Heimatdorfes geschrieben. Wenn sein Herz am lautesten jubelte oder seine Seele traurig bis in den Tod war, dann konnte er seine Gefühle nur in „seiner Rede“, der Sprache der Mutter, der allerengsten Heimat, ausdrücken. Dann greifen die einfachen Verse ans Herz, und wir ahnen des Mannes Schicksal und des Dichters Größe. Bei allem Schwermut, das ihm das Leben brachte, verlor er doch nicht seinen Humor; der uns besonders die Tiefe seines Gemüts verrät.

Albert Schwarz ist ein pommerscher Dichter. Sein Heimatdorf Wandhagen im Kreis Schlawe und sein bäuerliches Elternhaus

haben ihm alles das gegeben, was er selbst formen und gestalten durfte. Hätte Albert Schwarz jene Kräfte gehabt, wie sie sonst Landjungen eigen sind, so wäre er vielleicht Bauer geworden und in seinem Dorf geblieben. Aber an Leibeskraft mangelte es sehr; der Junge war eher zart als stark, und Krankheiten mancherlei Art hemmten seine körperliche Entwicklung. Gegen seine Schwäche kämpft er zwar mit bäuerlicher Verbissenheit an; er lebt, obwohl er behindert ist, das Leben der Landjungen in Hof und Feld mit derben Spielen und kräftigem Raufen: Allein, sein Körper kann nicht wie die seiner gesunden Schulkameraden durchhalten. Vieles kann er nur in Gedanken nacherleben; und schon in seinem 12. Lebensjahr sind manche Gefühle so stark, daß sie sich in ihm zu Worten und Versen verdichten. Daneben zeichnet und malt er; er bastelt und formt aus Ton und Lehm Gestalten. Aber mit 20 Jahren sitzt er noch immer zu Hause. Seine Mutter - der Vater war schon früh gestorben - war nicht zu bewegen gewesen, ihn auf eine höhere Schule zu schicken. Manches lernte er zwar auch nach der Schulzeit bei seinem Freund und Lehrer Rufferow. Da greift der Hausarzt entscheidend in sein Leben ein. Mit 22 Jahren verläßt Albert Schwarz seine Heimat und geht nach Berlin, um Kunstmalerei zu werden. Er studiert vier lange Jahre Malerei und weiß dann, daß er zum Maler nicht taugt. Nun wird er Zeitungsmann und kommt in Berlin mit Freunden der plattdeutschen Sprache und Dichtung zusammen. In diesem Kreise wird ihm wohl zumute. Man redet plattdeutsch, erfreut sich gemeinsam an Dichtungen der niederdeutschen Mundart und feiert gelegentlich ein Fest, dem Erdgeruch anhaftet.

Da ist eine Zeitung, in der nur plattdeutsche Gedichte, Erzählungen und Berichte stehen. Die Freunde erkennen bald, daß Albert Schwarz tiefer als die meisten von ihnen in bäuerlicher Art und Sitte verwurzelt ist. So kommt es, daß sie ihn zum Herausgeber ihrer schönen plattdeutschen Zeitung bestimmen. „Eckboom“ heißt sie, und 25 Jahre hat Albert Schwarz nun den „Eckboom“ in Liebe und Treue, und mit Troz und Zähigkeit als Hauptschriftleiter betreut. Nicht immer waren die Zeiten für ihn leicht. Am schwersten waren die Kriegsjahre. Nie ist Albert Schwarz zu Geld und Gut gekommen. Männer und Frauen, die seinem Herzen nahe standen, haben ihm tiefen Kummer bereitet, von dem er sich immer wieder durch seine plattdeutschen Gedichte und Erzählungen befreite. In einem Krankenhaus, fern der Heimat und Verwandtschaft, ist er am 31. Januar 1921 im 62. Lebensjahr gestorben.

Seine Sehnsucht galt, wie immer, auch in seinem letzten Lebensjahr der pommerschen Erde und seinem Heimatort:

„O Eikwoold, du prächtig Heimatswoold,
du greifst, doch ik war gries un old;
o, künn ik noch eis, noch bleß eiemaol
höre im Mai dine deipe Choraol,
noch eis in dine heilige Schatt staohn,
und still dörch din hoge Halle gaohn,
noch eis mank dine gewaltige Böme
eine Dag, ais weer ik noch jung, verdröme!
doch küsche uns ligge väl Barg un Grün,
und ik sei nien Straot, dei ik wainre künn!“

O. Kumm

„E. M. Arndt, der Kunder des neuen Deutschland“

Unter diesem Leitruf beginnt in einer neuen Form von Gemeinschaftsarbeit am 24. Januar 1941 eine Studiengemeinschaft des Kulturinstituts der Stadt Stettin. Sechs Abende, auf die folgenden Wochen verteilt, führen in grundlegenden Vorträgen, die mit einer Buchausstellung verbunden sind und in einer Feierstunde ausklingen, in die Gedankenwelt unseres pommerschen Landsmannes ein. Mehrere volkstumspflegerische Stellen haben sich dazu vereint. Die Landesbildstelle Pommern bemüht sich um die Herstellung einer Lichtbildreihe, das Material trägt in mühsamer Kleinarbeit die Hilfsabteilung Volkstum des NS.-Lehrerbundes, Gauverwaltung Pommern, zusammen.

Der durch die Volksmusikabende der HJ. bekannte Obergefolgschaftsführer Bruno Meier stellt sich mit seinen Helfern und mit seiner reichen Erfahrung für die Feierstunden um Arndt zur Verfügung.

Aus der Reihe der Vortragenden ist vor allem der bekannte Arndt-Forscher P. H. Rutz, Berlin, zu erwähnen, der über „Deutsche Volkwerdung“ spricht. Ein anderer Abend steht unter dem Thema „E. M. Arndt, der Vorkämpfer deutschen Bauerntums“. Davon berichtet Dr. Terstegen, Pasewalk, der Herausgeber der Agrarpolitischen Schriften Arndts. Dr. Beyersdorff, Stettin, spricht über „Volkstum und Wehrgeist bei E. M. Arndt“.

Erfreulicherweise ist der Teilnehmerkreis dieser Studiengemeinschaft derart gewachsen, daß als Raum der Goldene Saal des Landesmuseums gewählt werden konnte. Es wäre zu begrüßen, wenn auch in Zukunft und in noch größerem Umfange volkstumpflegerisch tätige Stellen unseres Gaues sich zusammenschließen, um die Lösung einer Aufgabe zu finden, die noch riesengroß vor uns steht: Erfassung und Gestaltung der in unserem pommerschen Volkstum ruhenden Volkskraft. Die obige Gemeinschaftsarbeit über E. M. Arndt ist ein Schritt vorwärts auf diesem Wege. B.

Ein Jahr Stettiner Kulturpflege im Kriege

Wenn wir rückblickend das kulturelle Leben Stettins im ersten Jahr, das von Anfang bis Ende im Zeichen des Krieges stand, betrachten, dürfen wir mit großer Genugtuung feststellen, daß sich ein spürbarer Unterschied gegenüber den Friedensjahren nicht gezeigt hat. Vielleicht ist der eine oder andere bedeutende Gast, den wir sonst hätten begrüßen können, ausgeblieben. Was will das aber schon bedeuten gegenüber der Vertiefung, die die Kultur in den Herzen der einzelnen erfahren hat. Nicht allein, daß heute Menschen Stimmen, die sie sonst an sehr äußerliche Vergnügungen gewendet hätten, an ein geistiges Erlebnis setzen; weitere Kreise als je zuvor haben durch den Krieg die Kulturgüter unseres Volkes als einen wunderbaren Kraftquell lieben gelernt.

Das schönste Beispiel dafür war jener Nachmittag im November, an dem der Gauleiter Schwede-Coburg je 500 verwundete Soldaten und Rüstungsarbeiter eingeladen hatte, denen durch das Entgegenkommen des Reichsministers Dr. Goebbels nach einer Kaffeetafel ein auserlesenes Programm ernster und heiterer Vorträge geboten werden konnte, wie wir es in Stettin noch nicht sahen und wohl auch nicht wieder zu sehen bekommen werden.

Im Mittelpunkt des kulturellen Lebens steht natürlich das Stadttheater, das trotz der schon in die Nachmittagsstunden vorverlegten Anfangszeit einen sehr starken Besuch aufzuweisen hat. War der Ausklang der vergangenen Spielzeit vorwiegend der leichteren Kunst gewidmet, so standen am Beginn der neuen zwei bedeutende Werke: Wagners „Rienzi“ und Schillers „Räuber“. Vor allem das Schauspiel hat in diesem Herbst äußerste Regsamkeit bewiesen. Sahen wir doch im Dezember eine Uraufführung des im Mittelpunkt der Diskussion um die Zukunft des deutschen Dramas stehenden jungen Dichters Curt Langenbeck „Der getreue Johannes“. Natürlich hat die Oper, der die besondere Liebe des Intendanten Dr. Storz gilt, in diesem Jahr ihre schon vorher erreichte Höhe gehalten.

Daß das Städtische Orchester unter Musikdirektor Mannebeck sich einen Ruf geschaffen hat, der weit über die Grenzen unseres Gaues hinausgeht, bestätigte uns Professor Clemens Krauß, als er vor kurzer Zeit als Gast das Orchester dirigierte. Die Förderung junger Künstler, die Mannebeck sich besonders zum Ziel gesetzt hat, sei hier noch einmal hervorgehoben.

Einen großen Gewinn für das Geistesleben der Gauhauptstadt bedeutet das Kulturinstitut der Stadt Stettin, dessen Leiter der Gauschulungsleiter Eckhardt ist. Die einzelnen Studienwochen und die Gemeinschaften, in denen das erworbene Wissen weiter vertieft wird, sind rege besucht und vermitteln aus klarer nationalsozialistischer Zielsetzung das Verständnis der gewaltigen geschichtlichen Vorgänge, deren Zeuge wir alle sind. Daneben hat das Kulturinstitut die Zusammenarbeit mit den zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften Stettins aufgenommen, so daß auch an Einzelvorträgen kein Mangel ist.

Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ erfüllt die besonderen Aufgaben, die ihr durch den Krieg zufallen, mit vorbildlichem Eifer. Die Betreuung der Soldaten und Rüstungsarbeiter wurde schon erwähnt. Hingewiesen sei aber vor allem auf den von großem Erfolg

gekürnten Versuch, mit dem Städtischen Orchester in der Halle eines großen Werkes ein Konzert zu geben. Den Hauptteil der Rdf.-Veranstaltungen nehmen allerdings die nur unterhaltenden und zerstreuenden Abende ein, an denen wir eine ganze Anzahl bekannter Filmschauspieler zu sehen bekamen.

Besonders rührig ist in kultureller Hinsicht die Hitler-Jugend. Ihre Volksmusikabende und Dichterlesungen, ihr Puppen- und Laienspiel möchte man schon nicht mehr missen. Im November faßte der Standort Stettin seine gesamte Arbeit in einer Kulturwoche zusammen, durch die nachdrücklich unterstrichen wurde, daß auch in einer so bewegten, kriegerischen Zeit wie der unseren die Kultur nicht zu schweigen habe, sondern gerade die inneren Werte unseres Volkstums gepflegt werden müßten, um uns für die Aufgaben der Zukunft zu stärken.

Die ständige Arbeit unserer Museen, Kunstausstellungen, die Buchwoche runden das kulturelle Bild Stettins, das hier nur mit wenigen Strichen nachgezeichnet werden konnte, nach jeder Richtung hin ab. Unzweifelhaft ist die vermehrte Anteilnahme der Bevölkerung an allen Sparten des Geisteslebens. Das muß und wird für alle Kulturschaffenden ein Ansporn sein, es jetzt nicht selbstzufrieden genug sein zu lassen, sondern mit ständig vermehrtem Eifer an der Vertiefung unserer pommerschen Kultur zu arbeiten. W. Hu.

„Jungfrau Maleen“

Stralsunder Jungmadel auf der Theaterbühne

Das Besondere dieses ersten Spiels der Stralsunder Jungmadel auf einer Theaterbühne machte die Art der Darstellung aus, die dieses Märchen aus dem Rahmen der bisherigen Laienspiele hob. So natürlich, so frei gingen die Madel in ihrem Spiel auf und entbehrten dabei doch keine unterstreichende Gesten. Vielmehr vereinten die schon hexenähnlich beschwörenden Worte und Bewegungen der Königin sich zu einem ungeheuer wirkungsvollen Ausdruck, der dem Zuschauer das Schauern lehren konnte. So stark prägte sich diese von geschickter, dem Sinn folgend immer dunkler werdenden Beleuchtung begleitete Szene ein. Die Lichtwirkung machte in diesem Laienspiel überhaupt jeden Szenenwechsel überflüssig und trug wesentlich zum Widerspiegeln der Stimmung bei.

Und darum war es eben eine Jungmadelaufführung: fern allem Theatralischen, jede Darstellung so klar und rein wie das Wort, eine Darstellung, die gekrönt wurde von einem innigen, tiefempfundenen Spiel. Die geräumige Bühne, die in diesem Spiel angebracht untermalende Beleuchtung, die schönen Kostüme waren nur ein kleiner Teil dieses vollendeten Laienspiels, mit dem die Stralsunder Jungmadel ihr ernsthaft-freudiges Schaffen auf dem kulturellen Gebiet zum Ausdruck brachten. Jutta Feige

Lebendiger Schaffenskreis Ausstellung Greifswalder Künstler

Im alten Guardian-Gebäude hinter der Stadtmauer in Greifswald, dem schönen stilvollen Haus der Heimat, das man erreicht, indem man von einer der Hauptverkehrsstraßen ab mit wenigen Schritten einen Winkel durchschreitet, in dem ein Altleutestift schlummert, hat sich wieder einmal der Greifswalder Künstlerkreis zu einer Ausstellung zusammengefunden. Werden in diesem Zusammenhang die Namen Schubert, Barz, Kreuzfeldt genannt - man darf auch die Kunsthandwerker Heinz Holz, den Töpfer, und Käthe Schulke, die Weberin, einbeziehen -, so wird auch demjenigen, der Pommerns Kunstschaffen nur von den großen Ausstellungen der Gauhauptstadt her kennt, bewußt, daß in der alten Universitätsstadt ein Künstlerkreis ansässig ist, dessen Schaffen die Aufmerksamkeit über die Heimatstadt hinaus verdient.

Es ist die 93. Ausstellung bereits, die das Greifswalder Haus der Heimat seit seinem Bestehen veranstaltet. Da dem Greifswalder Bildhauer Paul Horn eine Sonderausstellung gewidmet werden soll, beherrschen Malerei und Graphik die zwei Abteilungen, in guter Nachbarschaft von Weberei und Kunsttöpferei, die, zusammen mit der Wirkung des Raumes, dem Ganzen das rein Ausstellungsmäßige nehmen. Hanns Schubert ist mit zwei Landschaften, darunter einer farblich gezeichneten, aus sich heraus romantischen Mondlandschaft, und mehreren Blumenstücken vertreten. Schenken die zarten und dabei so stark von der Sicherheit reifen, geprägten Künstlerkuns zugehenden kleineren Blumenquarelle dem Betrachter viel Freude, so steigert sich unser Empfinden vor dem Ölgemälde der „Gartenhecke“ zum andächtigen Erlebnis. Dieses edle und schlichte Werk, in dem Werden und

Blühen in geradezu sinnbildhafter, künstlerisch erhöhter Anschaulichkeit als Ausdruck des Lebens erscheinen, ist im Bezirke Rungescher Lebensfrömmigkeit, Empfindung und Klarheit angesiedelt. - Paul Barz zeigt eine eindrucksvolle Rügenlandschaft in Öl, deren starke Tönungen und deren trefflich durchgeführte Verteilung von Hell und Dunkel an den Graphiker, als der Barz uns bekannt wurde, erinnern. Die Bleistiftzeichnung Bildnis Professor Reschke zeugt in ihrer Klarheit von der Sicherheit des Porträtisten.

Die westpommersche Landschaft, Rügen und Hiddensee in erster Linie, und das Pommern vorgelagerte Bornholm haben von jeher in besonderem Maße den Greifswaldern Motive geboten. Nannten wir bereits eine Rügenlandschaft, so sei auch noch Adolf Kreutz-

feldts stimmungsvolles, gegenständlich in sich geschlossenes Aquarell Vitt a. Kg. genannt. Die Bornholmer Landschaft des gleichen Künstlers gehört zu den besten Arbeiten, die wir von ihm sahen. Sein Sohn Jürgen ist unter anderem mit einer von beachtlichen Mitteln graphischer Gestaltungskraft sprechenden Federzeichnung, „Mühle in norddeutscher Landschaft“ vertreten. - Die junge Ilse Genßen verpflichtet den Betrachter mit einer Reihe von Graphiken und Aquarellen zu besonderer Erwähnung, sich selbst zur Einhaltung des Versprechens, das in diesem bisherigen Schaffen gegeben wird (sattfarbig das Aquarell „Erntezeit auf Rügen“, humorvoll-stimmungsstark die Radierung „Liebespaar unter Weiden“).

R. H. Lea.



Reichspommernbund

Versammlungskalender für Januar 1941

Sonntag,	12. Januar:	Landsm. der Pommern in Leipzig (Heimatabend)	Vereinslokal W. Höpfner, Charlottenburg,
Sonntag,	12. Januar, 15.00 Uhr:	Verein der Bütower in Berlin (Hauptjahresversammlung)	Tegelener Weg 97
Donnerstag,	16. Januar, 20.00 Uhr:	Landsm. Dresden (Jahreshauptversammlung)	Sandlerbräu, König-Johann-Straße
Freitag,	17. Januar, 18.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatl. Kunst u. Art	Friedenauer Ratskeller
Sonntag,	19. Januar, 15.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Eberswalde und Umg. (Generalversammlung)	Schröter, Weidendamm
Sonntag,	26. Januar, 17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Potsdam (Jahreshauptversammlung)	Hotel Obelisk

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art. Der Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art veranstaltete am 17. Dezember im Friedenauer Ratskeller seinen Heimatabend. Ldsm. Görcke sprach über den Dichter Ernst Scherenberg, einen geborenen Swinemünder. Frau Dora Wittkeindt, am Klavier von Margot Ilius begleitet, trug einige von verschiedenen Komponisten vertonte Scherenbergsche Lieder vor. Den Vortragenden wurde reichlicher Beifall zuteil. Der nächste Heimatabend ist am 17. Januar 1941 um 18 Uhr im Friedenauer Ratskeller. Ldsl. Genßen und Schirmer tragen plattdeutsche, insbesondere Bandlowsche Dichtungen und Erzählungen, vor. Die nächsten Vorstandsabende sind am 6. Januar, 3. Februar und 5. März.

Verein der Bütower in Berlin. Bei der am 3. 11. 1940 stattgefundenen Familienfeier, verbunden mit dem 50. Stiftungsfest, wurde einstimmig beschlossen, vorläufig keine Monatsitzungen abzuhalten. Jedoch soll eine Sitzung im neuen Jahr eine Ausnahme sein. Am Sonntag, dem 12. 1. 1941 um 15 Uhr findet in unserem Vereinslokal W. Höpfner, Berlin-Charlottenburg, Tegeler Weg 97, eine Hauptjahresversammlung statt. Sie wird kurz gehalten sein, damit alle Teilnehmer zur rechten Zeit in ihrem Heim sein können. Am recht zahlreichen und pünktlichen Erscheinen wird gebeten.

Heimatverein Köslin und Umgegend in Berlin. Der Vereinsführer begrüßte alle erschienenen Landsleute auf das Herzlichste und dankte den Mitgliedern für ihr so zahlreiches Erscheinen. Es lag eine Einladung von Pfarrer Siems zum plattdeutschen Gottesdienst in der Liebenfeste Kirche am 29. 12. 1940 in Charlottenburg vor. Aufgenommen wurden die Landsleute Rudolf Miske aus Köslin und August Saß aus Nemitz. Die Heimatabende finden jeden zweiten Sonntag des Monats im Lokal „Max und Moritz“, Berlin, Oranienstraße 162, statt.

Landsmannschaft der Pommern in Potsdam. Zu unserer Vorweihnachtsfeier im Hotel Obelisk waren Mitglieder und Freunde gern der Einladung gefolgt. U. a. gedachte der Vorsitzende der verstorbenen Ldsm. Rautenberg und der auf dem Felde der Ehre Gefallenen unserer Landsmannschaft. Tapfer haben sie gekämpft und als Helden sind sie für Deutschland eingegangen zur großen Armees. Ihr Tod ist Deutschlands Zukunft. Mit ebenso herzlichen Worten hob

Ldsm. Siskler die Pommern, die Ritterkreuzträger sind, hervor, und sagte am Schluß zuversichtlich: „Mit solchen Männern wird Deutschland siegen und der Führer wird den Frieden diktieren.“ Nach dem Führerguß leitete weihnachtliche Musik und der so vertraute Weihnachtsmann zur Feier über. Dem sich neue und alte Weihnachtslieder, Gedichte und ein Schwank in Mundart angeschlossen. Alle hatten den Eindruck: Es weihnachtet sehr und blieben lange froh beisammen.

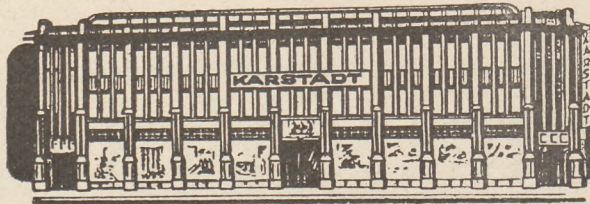
Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde und Umgegend. Im letzten Vierteljahr mußten unsere Versammlungen aus verschiedenen Gründen ausfallen. Wir bitten, zu der am 19. Januar um 15 Uhr stattfindenden Generalversammlung bei Schröter, Weidendamm, recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Landsmannschaft Dresden des Reichspommernbundes. Für Donnerstag, den 12. Dezember 1940, war zur Adventsfeier eingeladen; diesem Ruf waren diesmal fast alle Mitglieder mit ihren Angehörigen gefolgt. Unsere Landsmännin Frau Lisa Knopf hatte Raum und Tische weihnachtlich geschmückt, so daß von vornherein die richtige Stimmung herrschte. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden, Ldsm. Leichsenring, sprach Frau Knopf vom deutschen Weihnachten, die alten Lieder klangen auf und Vorträge in Versform und Prosa, geboten von den Landsleuten Frau Knopf, den Herren Leichsenring und Runow verschönten die Feier. Dieser schloß sich dann, da die Landsmannschaft zum Abendessen eingeladen hatte, ein gemeinsames Essen an. Frohe Musik, manches Lied und lustige Vorträge unseres unverwüßlichen Ldsm. Leichsenring ließen die Zeit leider zu schnell vergehen; die Polizeistunde war da. Die nächste Versammlung - als Jahreshauptversammlung - findet am Donnerstag, dem 16. Januar 1941, statt.

Landsmannschaft der Pommern in Leipzig. Der 17. November 1940 vereinte die Landsleute zu einem Sonderabend zu Ehren unseres Gründers, Ldsm. Dr. E. Klindt, aus Halle. Leider war Ldsm. Klindt krankheitshalber verhindert. Ldsm. A. Gölzow begrüßte alle Erschienenen herzlich, besonders die Landsleute aus Halle, und nahm, in Abwesenheit des Gründers, die Ehrung vor. Die Landsmannschaft zu Leipzig hat infolge der Gründung und hoher Verdienste, die Ldsm. Klindt im Interesse der Heimat und des Vater-

landes uns erwiesen hat, ihm die Ehrenmitgliedschaft der Pommer-
schen Landsmannschaft in Form einer künstlerischen Plakette über-
tragen. Nach einem Heimatbericht: Was weißt du von deiner Heimat?
von Ldsm. Seils, gab es ein echt heimatliches Essen: Pommerische
Lungwürst. Schöne Darbietungen umrahmten den Abend und hielten
die Landsleute in froher Stimmung beisammen. Im Dezember hatten
wir unsere Adventsfeier mit Julklapp. Mit frischem Tannengrün
geschmückte Tische und brennenden Kerzen brachten Vorweihnachts-
stimmung in die Herzen der Landsleute. Viel Freude bereiteten die
Julklapp-Päckchen. - Nächster Heimatabend Sonntag, den 12. Januar
1941 (Generalversammlung).

Pommernbund Naumburg (Saale). Unsere seit Jahren allen
liebgewordene Adventsfeier war Veranlassung, daß wir uns wieder
einmal, und sogar zahlreich, am 8. Dezember 1940 zusammenfanden.
Der Vorsitzende gab noch die aufschlußreichen Rundschreiben unseres
verehrten Reichspommernführers zum Umlauf und regte zum Kauf
seiner beiden schönen Heimatbücher „Von der Düne“ an, von denen
er je ein Stück unserem Bunde dankenswerterweise gestiftet hat. Aber
den Zeitpunkt des Stiftungsfestes wurde ein Beschluß nicht gefaßt,
doch kommt voraussichtlich der Februar in Frage. Allen Landsleuten,
auch unseren Nachbarn, wünschen wir ein frohes Weihnachten und ein
gutes neues Jahr, das uns den siegreichen Frieden bringen möge.



Die Einkaufsstätte
für Stadt und Land

KARSTADT
Stettin

VERSICHERUNGSSCHUTZ
JEDER FAMILIE



Pommersche
Provinzial-Lebensversicherungsanstalt
Feuersozietät

Körperschaften des öffentlichen Rechts • Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung

Stettin • Pölicher Straße 1 • Telefon 25 441

Gute Möbel

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

preiswert

Breite Straße 15

STETTIN

Telefon 31711

Hauptchriftleiter: Ehm. Welt, Neuenkirchen bei Stettin; Fernruf Stöden 13. Stellvertreter: J. Diebenow, Stettin, Landeshaus, Fernruf 2 56 11. Alle
Zuschriften an: Schriftleitung „Das Volkwerk“, Neuenkirchen bei Stettin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Walter Oroney, Stettin. — Druck:
K. Hefenland, Stettin. — Pommerischer Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 2 58 91. — Preisliste Nr. 11.

HERMANN **SARAN** STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastr. 52: Qualitätsdruckfächer, Buchdruck, Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen, Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handeinbände

Seit 1882 / 100 Mitarbeiter

Soeben ist erschienen!

**Hermann Klaje
Schill**

Band 3 der Reihe:

Pommern im Wandel der Zeiten

Herausgeber: Adolf Dieffekamp

Mit 17 Abbildungen und 1 Plan

Preis: Kartoniert 2,15 RM.

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin

Mönchenstraße 12/13

— Zu haben in jeder Buchhandlung! —

**Landschaftliche Bank
für Pommern**
(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Arnswalde, Adolf-Hitler-Str. 1

Fernsprech-Nummer 696

Bankanstalt des öffentlichen Rechts / Hinterlegungsstelle
für Mündelgelder

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe,
Industrie und Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen • Sparkonten • Kontokorrentverkehr • Gewährung von Krediten
Diskontierung von Wechseln • An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln
Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss der Mieter

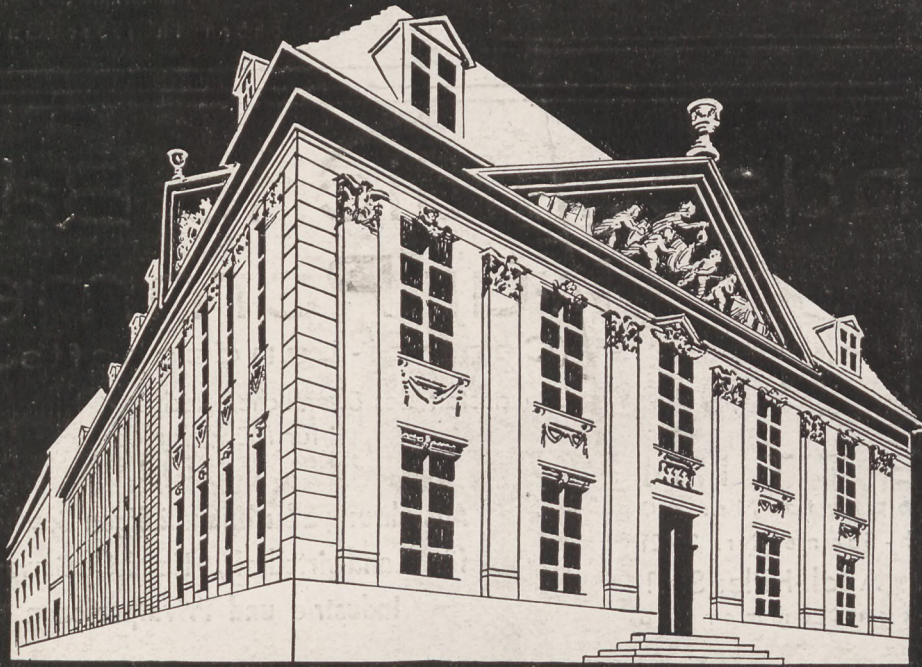
f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

FERNRUF 30340

BUCHDRUCK  OFFSETDRUCK
ROTATIONSDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI

FERNRUF 36620

f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB



Provinzialbank Pommern
(Birozentrale)
Stettin
Luisenstraße 13

Ausführung
aller bankmäßigen Geschäfte